

BIBLIOTHEK DES VEREINES
FÜR ÖSTERREICHISCHE VOLKSKUNDE

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE
in Wien.

Geleitet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXXVI. Jahrgang 1931.
Mit 12 Abbildungen, Titel und Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsangabe des XXXVI. Jahrgangs.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Dr. Georg Graber: Deutsche Einflüsse im Brauchtum, Sitte und Sage der Kärntner Slowenen	1
Franz Wirleitner: Sympthiemittel der volkstümlichen Viehdoktorei in den österreichischen Alpenländern	16
Dr. K. Kuhfahl: Das Rätsel der alten Steinkreuze	34
Dr. Eugen Frischauf: Zwei niederösterreichische Weinmuseen	35
Edwin Sohm: Bauernadel und anderes Volkskundliches aus Theresienfeld	37
Dr. Arthur Haberlandt: Volkscharakter und Rassenpsychologie	57
Dr. Hans Plöckinger: Die Mistelbacher Kirchtagsumzüge: ein alter Winzerbrauch (mit 1 Abbildung)	65
Dr. Heinrich Jungwirth: Reisebeobachtungen zur bretonischen Volkskunde (mit 5 Abbildungen auf einer Figurentafel)	73
Dr. Richard Pittioni: Zum kulturgeschichtlichen Alter des Blockbaues (mit 2 Abbildungen)	75
Dr. Gisela Mayer-Pitsch: Dreikönigslieder	79
Dr. Arthur Haberlandt: Aus dem albanischen Volksleben	80
Prof. Dr. R. Meringer †	82
Prof. Dr. R. F. Kaendl †	83
Dr. August Mayr: Ein Walliser Hirtenave aus Liechtenstein	89
Oswald Lassally: Die Bedeutung der Schwelle im Aberglauben	94
Kurt Willvonseder: Ein prähistorisches Amulett (mit 5 Abb.)	96
Dr. Richard Fuchs: Eine niederösterreichische Jagdklapper	99
Karl M. Klier: Dämonenschutz auf westkärntnischen Alpen	100
L. Schmidt: „Ich tritt herein ganz knödelfest“	101
Franz Kleinnikel: Alte Weihnachtsbräuche in Sievering	103

Literatur der Vokskunde.

Buchbesprechungen Nr. 1—47	38—47, 83—87, 104—118
--------------------------------------	-----------------------

Mitteilungen aus dem Verein und Museum für Volkskunde.

Tätigkeitsbericht für das Jahr 1930	48
Jahresversammlung am 26. März — Oesterreichische Volkskunstkommission	88

Deutsche Einflüsse in Brauchtum, Sitte und Sage der Kärntner Slowenen.

Von Dr. Georg Graber, Klagenfurt.

Wenn in den letzten Jahren wesentliche Merkmale des kärntischen Volkscharakters auf einen Urquell zurückgeführt wurden, der schon vor den Tagen der Völkerwanderung geflossen sein muß, so dürfte man gewisse Reste von Brauchtümern vielleicht umso eher auf jene Zeit zurückbeziehen, als ja tatsächlich einzelne Heiligtümer auf den Bergen in Kärnten und eine geringe Anzahl von Siedlungen mitsamt ihren Namen die sachliche Verbindung zwischen der keltisch-römischen und unserer Zeit herstellen. Sicher trägt ein Volksbrauch der Gegenwart noch das Gepräge jener keltisch-germanischen Zeit, der eigenartige, in manchen Einzelheiten an den Dionysoskult gemahnende Brauch des Vierbergelaufens im Glantale.

Schon 1912 habe ich gezeigt, daß der Vierbergelauf auf Vegetationsriten beruht, in die sich Vorstellungen aus dem Berg- und Seelenkult mischen und die auffallend übereinstimmen mit dem keltischen Frühjahrsfeste der Beltanefeu. Ging schon aus der Zergliederung des Brauches und aus dem Umstande, daß die Läufer sich auf jedem der vier Berge mit anderem Grünlaub schmücken, hervor, daß der Brauch in seiner ursprünglichen Form von verschiedenen Stämmen eines und desselben Volkes gefeiert worden war, so hat Emil Lorenz in jüngster Zeit diese Untersuchungen dahin ergänzt, daß der geographische Mittelpunkt der vier Berge ungefähr bei Hohenstein im Glantale liegt, wo viele Zeugen des keltischen Noreiakultes ans Tageslicht getreten sind. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist dadurch wohl der keltische Ursprung unseres Brauches und die Tatsache erwiesen, daß dieser an ein dort einst bestandenes großes Nationalheiligtum der keltischen Muttergottheit gebunden war, während die zweite heißumstrittene

Frage, ob bei Hohenstein die Stätte der Kimbernschlacht liegt, davon unabhängig der weiteren archäologischen Forschung überlassen bleiben muß.

Mit der Zertrümmerung der keltisch-römischen Kultur durch die Slawen verschwindet der sichtbare keltische Einschlag in der Bevölkerung unseres Landes fast gänzlich. Zu Ende des 6. Jahrhunderts besetzten die unter avarischer Herrschaft stehenden Slawen das Land und siedelten sich hier nicht dicht, aber über das ganze Land zerstreut an. Ein neuer Aufschwung geistigen Lebens beginnt erst wieder im 8. Jahrhundert, nachdem die Woge der großen Völkerzüge vorübergeflutet war. Bayrischer Einfluß wird nun vorherrschend, wenngleich manche innere Merkmale des gegenwärtigen Volkslebens darauf schließen lassen, daß schon in den Tagen der Völkerwanderung starke germanische Volkssplitter dem Kärntner Volkscharakter ein eigenartig nordisches Gepräge verliehen haben. Von Bayern aus erfolgt nun ein starker Zustrom von Ansiedlern, die sich in dem wenig bevölkertem Lande Wohnstätten schufen. Sie haben den Slowenen Kärntens nicht nur das Christentum, sondern alle Segnungen deutscher Gesittung und Bildung gebracht. In diesem Jahrhundert geraten die Slowenen völlig unter bayrische Botmäßigkeit. Das ganze Gebiet von der Krems in Oberösterreich, von Aussee in Steiermark, von den beiden Windisch-Scharten im salzburgischen Lungau und bei Heiligenblut in Kärnten, von Defreggen und der Lienzer Klause in Tirol östlich und südlich hinab an die kroatische Grenze und bis nach Ungarn hinein wird von einem Netz deutscher Siedlungen überzogen, das dichter war im Norden, dünner im Süden, so daß das ganze Wendenland bald einem großen Mosaik glich, freilich keinem starren, sondern einem recht lebendigen und veränderlichen. Erst verhältnismäßig spät, wohl zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert, scheint sich eine einigermaßen erkennbare Sprachgrenze herausgebildet zu haben, indem nach und nach beiderseits die nationalen Minderheiten aufgesogen wurden. Den Abschluß erreicht diese deutsche Besiedelung Kärntens im 13. Jahrhundert. Von diesem Zeitpunkte an ist kein Boden mehr verfügbar, weshalb keine Nachwanderung von deutschen Bauern mehr erfolgen kann. Dafür setzt um diese Zeit die Entwicklung des deutschen Markt- und Stadtlebens ein, und nun sind es Handwerker, die aus deutschen Landen einwandern und mit den Bauern vom Land die neue Stadtbevölkerung bilden. Daher sind auch auf slowenischem Sprachgebiete in

Kärnten noch heute die Städte und Märkte und größeren Industrieorte ganz oder vorwiegend deutsch, während nur an den mittleren und östlichen Randgebieten des lang gestreckten Landes die Slowenen mehr oder minder geschlossen wohnen.

Wie innig dieses Neben- und Durcheinanderwohnen in der ältesten Zeit stattfand, davon zeugen die urkundlichen Belege für deutsche und slawische Zeugen, deutsche und slawische Huben in derselben Gegend, ferner das Auftreten von Ortschaften nebeneinander, von denen die eine einen deutschen, die andere einen gleichbedeutenden slowenischen Namen trägt, was also einer ursprünglich deutschen neben einer ursprünglich slawischen Siedlung entspricht. Früh muß auch schon das deutsche seine starke Anziehungskraft auf die Slowenen geübt haben, denn früh schon erhalten slawische Orte deutsche Bezeichnungen und legen sich slowenische Edelingedeutsche Namen bei. Unter diesen Umständen mußte die Kultur- und Sprachmischung wie kaum anderswo gedeihen. Wie bei den Kärntner Slowenen Lebensführung, Sitte und Brauch, Hausbau, Volksglaube, ja selbst das Volkslied, voll sind von deutschen Elementen, so auch ihre Volkssprache*).

So ist es kein Wunder, daß im gesamten Volksleben Kärntens der deutsche Grundzug vorherrscht, und zwar auch in Gegenden mit gemischtsprachiger oder rein slowenischer Bevölkerung. Ja es haben sich nicht selten alte deutsche Zustände und ihre Namen unter den Slowenen viel reiner erhalten als unter den Deutschen, bei denen der rascher wirkende Kulturfortschritt die älteren Bestände verwischt hat. Daraus geht aber deutlich hervor, daß die slawische Landnahme in Kärnten keine vollständige war, sondern Deutsche und Slowenen stark gemischt durcheinander und nebeneinander wohnten. Die völlige Durchdringung des gesamten Lebens mit deutschem Geiste kann weiter nur möglich gewesen sein, weil wahrscheinlich die deutsche Besiedlung an bereits vorhandene germanische Lebens- und Anschauungsformen anknüpfte und die weitere Verschmelzung der Ansiedler zu einem einheitlichen Kärntner Volksstamme durchaus kampflos und friedlich vor sich ging. Die restlose Aufhellung dieses Problems ist

*) Es ist das dauernde Verdienst des Kärntner Gelehrten Primus Lessiak, dessen Arbeit über Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen diese Hinweise entnommen sind, das Problem der Sprachmischung in große kulturgeschichtliche Zusammenhänge gestellt zu haben. (Germ.-röm. Monatsschrift 1910, 274 ff.)

nur von der Wissenschaft des Spätens zu erwarten, wenn es ihr etwa, wie in *Duel bei Feistritz a. d. Drau*, noch weiterhin gelingen sollte, den lückenlosen Zusammenhang zwischen keltisch-römischer und nachslawischer Besiedlung in Kärnten durch Auffinden von Resten bodenständiger germanischer Bevölkerung zu erweisen.

Tatsache ist folgendes: Die Haus- und Familiennamen in Kärnten weisen die sonderbarsten sprachlichen Kreuzungen auf, die außerhalb Kärntens in solcher Zahl kein Seitenstück finden. Deutsche Wörter werden mit windischen Endungen versehen oder deutsche Namen erscheinen in windischer Lautung oder umgekehrt. Keine einzige Urkunde bietet einen Anhalt dafür, daß die völkische Entwicklung Kärntens irgend einen Bruch aufzuweisen hätte. Deutsche Gesittung hat den unter der Avarenknote seufzenden Kmeten zu dem gemacht, was er heute ist, zum windischen „Pauer“, wie er sich selbst nennt. In der nun folgenden Darstellung kann nur eine kleine Auslese aus dem Volksleben der Slowenen Kärntens in Brauch, Sitte und Sage gegeben werden, und zwar in einer von der herkömmlichen etwas abweichenden Art, indem ich an wenigen bezeichnenden Beispielen die Einwirkung des Deutschen auf das Slowenische oder Windische aufzeigen werde. An der Hand der Sprachgeschichte soll dann die starke Ausstrahlung deutscher Kultur auf das Nachbarvolk der Slowenen untersucht werden, um vielleicht auf diesem Wege zu kulturgeschichtlich und siedlungsgeschichtlich neuen Ergebnissen zu gelangen.

In einer Geschichte des Kärntner Brauchtums dürfen die seltsamen, in hohes Altertum zurückreichenden Bräuche nicht fehlen, die sich bei der Uebernahme des Landes durch die karolingischen Grafen und später durch die Herzoge am Fürstenstein zu Karnburg abspielten. Sie erregen in mehrfacher Hinsicht die Aufmerksamkeit des Volkskundlers. Einerseits, weil sie in dem Gefüge von altertümlichen Riten und Zeremonien, die sich in solcher Buntheit und Ausdrucksfähigkeit so früh nicht leicht wiederfinden, ein typisches Beispiel für die Entstehung von Volksbräuchen überhaupt bilden. Denn in dem Nebeneinander gleichbedeutender Riten und Zeremonien gibt sich ein Nacheinander ihres Entstehens kund. Dann aber verdienen sie unsere besondere Beachtung, weil sie in die Zeit fallen, in der, wenigstens soweit die Urkunden reichen, deutsches Recht und deutsche Sitte unter den Kärntner Slowenen eben erst in Geltung zu treten begannen. Seit dem Jahre 828 verschwinden im karantanischen Herzogtum

die slowenischen Fürsten infolge eines Aufstandes und die Kärntner Slowenen werden in die bayrisch-fränkische Verfassung eingliedert. Die Namen dieser letzten Slawenfürsten sind uns durch die *Conversio Bajoariorum et Carantanorum* erhalten. Es ist bei dem Dunkel, das über die vorgeschichtlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Slowenen gebreitet ist, gar nicht auszudenken, was es bedeutet, daß wir unter diesen Namen bereits althochdeutsche Namen finden, und das in einem Lande, das damals überwiegend von Slowenen bevölkert war, und daß die Bräuche am Fürstenstein ganz offenkundig auf deutschem Rechtsempfinden beruhen und in rein deutsche Formen gekleidet sind. Das so frühe Eindringen deutscher Rechtsformen in ein Land mit slawischer Bevölkerung sowie die Zuziehung eines Vertreters der unterworfenen slawischen Bevölkerung, des später sogenannten Herzogsbauers, zu dem Brauche, setzen zu unserem Staunen schon für diese älteste Zeit ein vollkommen friedliches Einvernehmen zwischen Deutschen und Slowenen voraus. Aus all dem muß aber auch erschlossen werden, daß eine starke germanische Unterschicht vorhanden war, deren Vorhandensein nunmehr auch aus den archäologischen Forschungen zu Tage zu treten beginnt.

Unter den windischen Gesängen führen die Landleute, so berichtet der auf älteren Quellen fußende Einschub im Schwabenspiegel, den neuen Herzog dreimal um den Stein, der die höchste Richtergewalt im Lande versinnbildet und an einer seit der Keltenzeit geheiligten und bedeutsamen Oertlichkeit stand. Dabei ist die Kleidung des Herzogs, wie sich aus der Analyse zweifellos ergibt, Stück für Stück die graulodene Bauerntracht des römisch-deutschen Reiches, die nach mittelalterlicher Ueberlieferung auf eine Kleiderverordnung Karls d. G. zurückgeht und schon in der Zeit unserer ersten Berichte darüber nur mehr im Zusammenhange mit den Zeremonien am Fürstenstein bekannt war. Ebenso befremdet uns in dieser Umgebung und zu so früher Zeit, daß auch der vom Herzog stehend auf dem Fürstenstein abgelegte Schwur an die früheste Form des altgermanischen Eides erinnert und in jenen Zeitläuften kaum aus einem anderen Kulturkreise heraus erklärt werden kann. In das germanische Altertum führt auch das bei Johannes von Viktring im Zusammenhang mit den Bräuchen am Fürstenstein erwähnte Anzünden von Holzstößen, das als Zeichen der Besitz- und Landnahme nur auf deutschem und nordgermanischem Gebiete ältere Seitenstücke findet.

Sind auch diese Zeugen einer frühzeitigen Wirksamkeit deutschen Einflusses bei den Kärntner Slowenen noch nicht restlos zu erklären, so bilden sie doch Tatsachen, über die man nicht hinweg kann. Sie geben aber eine gesicherte Grundlage, um Erscheinungen des Volkslebens aus jüngerer Zeit, die jedoch gleichfalls in die Frühzeit der Volksgeschichte hinaufragen, nach der gleichen Richtung hin ausdeuten zu können. Für diese Fälle entbehren wir freilich mit wenigen Ausnahmen der schriftlichen Urkunden aus älteren Tagen.

Ein Brauch, der heute noch unter den Slowenen Unterkärntens lebendig ist, soll dieses Problem in die Gegenwart herüberleiten. Es ist dies der Nikolauszug, der fast in allen Gemeinden des slowenischen Kärntner Unterlandes als Gabenfest die Stelle des städtischen Weihnachtsfestes vertritt. Am Abend des 5. Dezember oder am vorhergehenden Samstag bricht Nikolaus mit seinem Gefolge auf und wandert, ebenso in der drauffolgenden Nacht, bis zum Einbruch der Morgendämmerung in den oft schwer ersteigbaren Vorbergen des Saualpgebietes ohne Rücksicht auf Wetterunbilden und verschneite Wege von Haus zu Haus. Sein Gefolge wird geführt von einem „Amtsboten“, der eine neuzeitliche Uniform trägt und für die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung in der Begleitschar verantwortlich ist. Die aus der Schar hervorstechenden Gestalten sind der sogenannte „Narr“, dann ein zottiger Geselle mit langem Bart aus Baummoos, ferner der sogenannte „Tod“ und eine Hexe „Pechtra“. Den Beschluß bilden etwa 20 „Bartel“, das sind Teufelsgestalten, die in Loden- und Lammfelle gekleidet sind und auf ihren rußgeschwärzten Köpfen allerlei Tierhörner tragen. Im Rosentale fehlt Nikolaus gänzlich, dafür jagen aber 8 bis 10 kettenklirrende, schwarz verummte Gestalten (Bartel genannt) in wilder Hetze durch die Dörfer. Sowohl die einzelnen Gestalten dieses Aufzuges als auch ihre Vereinigung zur Begehung eines seit alter Zeit wichtigen Zeitabschnittes verdienen unsere höchste Aufmerksamkeit. Denn ihnen liegen Gedanken zugrunde und sind so klar ausgeprägt, wie sie nur aus der wissenschaftlichen Zergliederung der gleichen Jahreszeitenbräuche in deutschen Landen gewonnen werden konnten.

Wenn auch Nikolaus aus der christlichen Legende stammt, reihen sich doch die hier genannten Bräuche an alte deutsche Begehungen. Das sind die Umzüge und das Lärmen von verkleideten Personen. Durch Lärmumzüge in der Zeit des Winterdunkels und

der nahenden Wintersonnenwende sollen einerseits die das kommende Wachstum gefährdenden Geister verscheucht, andererseits durch die Darstellung der Wachstumsgeister diese selbst magisch gekräftigt und zu neuem Leben erweckt werden. Daher trägt „Ruppe“, der Begleiter des Bischofs, einen Bart aus Baumflechte, weil er selbst ursprünglich den Baumgeist verkörperte, und läutet der „Narr“ mit Schellen und Kuhglocken, um die bösen Geister zu verscheuchen, die in der dunklen Winterszeit umgehen. Diese selbst sind wieder verkörpert durch die Gestalt des Todes, der das Gesicht leichenfarbig bestrichen hat und völlig weiß gekleidet ist, in der linken Hand eine Sense trägt, an deren Ende ein Zifferblatt auf die Vergänglichkeit des Lebens hinweist. Die vielen Geister, die dem Menschen zu dieser gefährlichen Zeit schaden, sind verkörpert durch die Schar der „Bartel“ und eine andere Gestalt des Aufzuges, die häßliche Hexe „Pechtra“, die stets von einem furchtbar vermummten Manne dargestellt wird.

Sprachlich gehören sowohl die „Bartel“ als auch „Pechtra“ und „Ruppe“ zur selben Familie von Dämonen, die alle das Aufkeimen der Frühlingspflanzen gefährden. Daraus erklärt sich, daß die Gestalt der „Pechtra“ auch in den letzten Faschingstagen im Gebiete von Bleiburg wieder auftaucht und bei den Bauernhöfen Brot- oder Krapfenspenden holt. Im bodenständigen windischen Dialekt heißt sie Pechtra oder Pechtra baba („Frau Pechtra“). Es ist die windische Form für die deutsche Perchta und sie hat alle bösen Eigenschaften ihrer deutschen Stammutter, hält auch wie diese in der Berchennacht (5. Dezember) in schauerlicher Verkleidung ihren Umzug durch die Dörfer. Ja selbst hier treten wieder Züge auf, die nur aus dem deutschen Seelenglauben herüber entlehnt wurden, so wenn sie, wie der deutsche Wind- und Todesdämon, einen ungeheuren Schlapphut trägt und als einäugig dargestellt wird. Ihr Name und Begriff entspricht genau den deutschen Perchten, das sind seelische Wesen wie die Holden. Das Wort gehört zu ahd. p e r g a n, verhehlen, verbergen, und wie so oft in der germanischen Mythengeschichte hat sich auch hier die Menge der Perchten gewissermaßen zu einem einzigen höheren Wesen verdichtet. Der kollektivische Singular erscheint im Volksglauben zuletzt als persönliches Wesen, das über die anderen gesetzt ist und in der Volksvorstellung zum Dämon wird. Die Vielzahl der Wesen ist verkörpert durch die vielen Perchten in der Perchnacht, andererseits durch die vielen „Bartel“ beim Nikolausumzug. Denn

Bartel ist wahrscheinlich nur eine Ablautform von Bercht, wie Ruppe aus Hruodperaht gedeutet werden muß. Nebstbei ist die windische Namensform Pechtra eine frühe altdeutsche Entlehnung, wie das anlautende P beweist, das in jüngerer Zeit, außer im Anlaut zu b rückgebildet worden ist*).

Aus einer ganz alten Kulturschicht stammt auch die auf den ersten Blick so nebensächlich scheinende Gestalt des Narren in diesem Nikolausumzug: Ein junger Bursche im Schellengewande. Ursprünglich war aber sein Gewand feuerrot, mit roten Fäden aus Strohhalmen benäht. Auf der roten Haube war ein Sonnenkranz aus Strohhalmen. Das Gesicht mit Tierblut rot angestrichen, jagt er wie ein Sturmwind durch das ganze Haus und neckt besonders die Mädchen, die er mit einem Stück Kohle zu schwärzen versucht. Kein Zweifel, daß wir es hier mit einer uralten Verkörperung der Wintersonne zu tun haben, die in dieser unheimlichen und geheimnisvollen Zeit wieder neue Lebenskraft erlangen soll, indem man sie magisch darstellt. Ob da nicht auch das Bestreichen der Mädchen mit Kohle den Rest eines Zaubers darstellt, den man heute noch mit Kohle vom Sonnwendfeuer ausübt, um die Zauberkraft des Feuers auf den Menschen zu übertragen, bleibe dahingestellt. Einfacher Volksglaube setzt das Abbild dem Urbilde gleich. Kleidet der Mensch sich, wie sich seine Einbildung die Sonne ausmalt, so setzt er sich dadurch nicht nur äußerlich der Sonne gleich, sondern vermag auch die segens- und lebenspendende Kraft der Sonne zu fördern. Daß der Gedanke durchaus nicht weit abliegt, geht aus folgendem hervor: Noch in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts gab es im Hügelland um Völkermarkt und im Jauntal in der Weihnachtszeit vereinzelt „Weihnachtsfeuer“, während sie auf den Bergen dieser Gegend nie gebräuchlich waren.

Der umfassende Sonnenzauber aber setzt erst ein im Frühling, wenn die Osterfeuer entzündet werden, und zur Johannisnacht. Ich übergehe das für die Geschichte der Entlehnung bedeutsame Judasverbrennen im Osterfeuer, das ganz wie in deutschen Landen noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in Völkermarkt fortlebte, obwohl es bei den Deutschen Kärntens längst vergessen war. Wohl aber verdient die schöne Sitte des Entzündens der O s t e r -

*) V. Waschnitius, Percht, Holda und verwandte Gestalten. Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, Phil. hist. Klasse, Band 174 (1915).

haufen erwähnt zu werden, weil sie uns deutlich die Grenzscheide zwischen deutscher und slowenischer Kultur in Kärnten aufzeigt, wobei das ganze windische Gebiet dem deutschen Geltungsbereiche zugehört. Denn sowohl das alte Brauchtum des Osterschießens, das schon am Karsamstag nachmittag beginnt und mit 3-stündiger Unterbrechung von 1 Uhr nachts bis zum Anbruch des Morgens fortgesetzt wird, als auch das Abbrennen der Osterfeuer, wie es in sämtlichen Orten des slowenischen Unterlandes zu finden ist, fehlen gänzlich im Süden des Weitensteiner Bergzuges und der Karawanken. Ebenso besteht in dem ganzen Gebiete des Osterhaufens der schöne alte Brauch des Fackeltragens und Fackelschwingens im Morgengrauen des Ostertages. Heute wird das schon fast im ganzen windischen Gebiete nach Einbruch der Abenddämmerung veranstaltet.

Dem Feuer wird übelabwehrende und fruchtbarkeittfördernde Kraft zugeschrieben. Daß es das Sonnenfeuer ist, beweisen folgende Umstände. Dort, wo die Fackelträger bergab gehen, werfen sie die Fackeln in weitem Bogen den Abhang der steilen Bergwiesen hinab, so nördlich von Völkermarkt, und springen ihnen in weitem Bogen jauchzend nach, oder sie drehen sich, die Fackel in der Waagrechten vom Körper abhaltend, mit größter Geschwindigkeit um die eigene Achse, so daß das Bild eines feurigen Rades vorgetäuscht wird. Und wieder lebt im Geschichtsbild das Vorbild der deutschen Nachbarn auf, die diese Sitte schon längst abgelegt haben, wenn im Jauntale der Bauer am Ostermorgen angesichts der aufgehenden Sonne, gegen Osten gewendet, gesenkten und entblößten Hauptes mit gefalteten Händen auf seinem Acker steht und sich inbrünstigem Gebete widmet.

Ebenso besteht im ganzen slowenischen Unterlande die Gepflogenheit, auf bestimmten, durch das Herkommen festgesetzten Anhöhen und Bergspitzen große Brennholzhaufen anzuzünden, die in der Johannisnacht auflodern und weithin ins Land leuchten. Jedoch können für diesen Brauch die Karawanken nicht als südliche Grenze gelten, sondern das Johannisfeuer reicht noch hinunter nach Oberkrain, wo deutsche Denkart und Sitte seit dem Mittelalter starke Stützpunkte besessen hatte, bis seit dem Aufkommen der nationalen Bewegung im Jahre 1848 der deutsche Einfluß immer mehr zurückgedrängt wurde.

Fallen diese Entlehnungen augenscheinlich in die frühe Zeit deutsch-slowenischen Kulturaustausches, so können wir den bis

auf unsere Tage kaum jemals unterbrochenen Gang kultureller Beziehungen, und zwar nach derselben Richtung, an einem Beispiel verfolgen, das etwa in das 13. Jahrhundert fällt. Auch hier befinden wir uns mitten in heute slowenischem Gebiete, am Nordabhang der Petzen, südlich von Bleiburg. Die Sprache der Urkunden aus diesem Gebiete stellt uns vor dieselben Rätsel, die sich uns bereits im 9. Jahrhundert gezeigt haben: Ueberall auf diesem Boden wimmelt es von deutschen Orts- und Familiennamen, die den alten lautlichen Stand ihrer Quellsprache genau festhalten. Rudolf, Kanauf, Writz = Fritz, Wörrant = ahd. Weriant, Strittich, Harrich = ahd. Haririch, Herrich, Hörrant = ahd. Heriant, Ludrant = ahd. Liudbrant. Dazu kommen eine Reihe von jüngeren Personennamen, die entweder Heilige oder Beruf, Geschäft und Stand bezeichnen. Und in dieser Gegend gibt es heute noch eine alte Besitzgemeinschaft unter dem Namen T e c h m a, das ist mhd. d e h e m e, einer lautgerechten Weiterbildung des lateinischen Wortes d e c i m a. Der Name und die ihm zugrunde liegende Einrichtung deuten darauf hin, daß jeder Teilgenosse am Gemeinschaftsbesitz seinen Zehent an die Grundherrschaft zu entrichten hatte. Ueber die letzte Entwicklung dieser Verhältnisse gibt noch ein Generalakt aus dem Jahre 1890 interessanten Aufschluß.

Nicht weniger deutschen Einfluß zeigt die S a g e n ü b e r l i e f e r u n g der Slowenen in Kärnten. Ihrem Inhalte nach unterscheiden sich die Sagen und Märchen der Kärntner Slowenen durchaus von denen ihrer Stammesbrüder jenseits der Karawanken. Die enge Nachbarschaft mit den Deutschen brachte eine innige wirtschaftliche Durchdringung, aber auch eine fast unlösliche Blutmischung mit den Deutschen zustande und dieser Verlauf der natürlichen Germanisierung der Kärntner Slowenen hat auf ihre geistige Ueberlieferung so stark eingewirkt, daß vieles von der slowenischen nationalen Ueberlieferung in Kärnten völlig der Vergessenheit anheimgefallen ist, was in Krain noch kräftig lebt. Bis auf wenige verblaßte Spuren ist alles durch verwandte Gestalten und Vorstellungen aus dem Schatze deutscher Ueberlieferung ersetzt worden. Ja, nicht genug damit, sind auch alle Bezeichnungen deutsch und halten in ihrem Lautstande einen Zustand fest, den wir im Deutschen nur aus ganz vereinzelt und zufälligen Urkunden belegen können. An einigen Sagengebilden soll dies aufgezeigt werden.

Alle Kärntner Slowenen kennen das drückende Nachtgespenst, die *Truta mora*. Diese beiden Wörter sind jedes für sich allein in ganz Mittel- und Oberdeutschland, aber auch darüber hinaus auf nordgermanischem Gebiete schon früh belegt. Besonders auf alemannischem Gebiete herrscht für das drückende gespensterhafte Wesen der Name *Trut*, *Trude* und *Drute*. Er ist wohl kaum mit Jakob Grimm auf ahd. *trût* ‚dilectus‘ zurückzuführen. Viel ansprechender ist die Deutung E. H. Meyers, der es als Ablautform von ahd. *tretan*, *treten* erklärt. Denn genau unsere *Truta mora*, also die *Tretmare*, ist in Nordfrankreich, wohin sie durch die eingewanderten Franken gebracht wurde, als *cauchemar* wiederzufinden; in diesem Worte aber steckt das lateinische *calcare*, *treten*, *pressen*.

Das Wort und der Begriff *Mare* aber zeigt sich bei allen germanischen Stämmen. Auch zurück bis in die Zeit der ältesten Denkmäler läßt es sich verfolgen. Im Ahd. des 9. Jahrhunderts ist es belegt als *mara*, im Altnordischen findet es sich bei den ältesten Skalden. Wenn auch die Ableitung des Wortes noch dunkel ist, so steht fest, daß die *Mahre* bei allen germanischen Völkern eine Erscheinung ist, die Schlafende quält und sie sogar töten kann, indem sie sich im Schlafe auf die Brust setzt und den Menschen zu Tode reitet. Sie ist eines der wenigen mythischen Gebilde, die in der germanischen Urzeit schon vorhanden gewesen sein müssen. Die Uebernahme des Wortes *mara* in das Slowenische fällt in eine Zeit, da germ. *a* im Slowenischen noch als kurzes *a* übernommen, aber als kurzes offenes *o* gesprochen wurde. Deutsches *a* ist daher in Entlehnungen dieser frühen Periode im Slawischen heute durch *o* vertreten, wie auch noch in einzelnen sehr früh entlehnten Ortsnamenformen. Ein schönes Beispiel uralter Kulturübertragung.

Ein Gebilde, das der Beseelung der Naturkräfte sein Dasein verdankt, ist der *Schrat*, slow. *škraf* oder *škratelj*. In der slowenischen Volkssage ist dies ein Gespenst, das sich gerne an den Menschen heranmacht, und mit ihm allerlei Unfug treibt, ein kleines Männlein mit schöner roter Kappe oder im grünen Gewande, durch das er noch seine Zwergennatur und seine Beziehung zum Walde verrät. Daher schaukelt er gerne auf Waldbäumen. Hirten und Knappen erweist er oft Liebesdienste. Auf der anderen Seite aber entwickelt er sich zum boshaften Kobold, der die Leute im Walde irreführt und das Vieh auf der Weide zersprengt. In manchen

Sagen wird er endlich völlig zum teuflischen Dämon. Er heißt dann auch wohl bloß „Geist“ schlechthin. Wir sehen in der slowenischen Volkssage denselben Bedeutungswandel, den schon ahd. Glossen erkennen lassen: *scra tto* malus genius, gigas, terror; oder *scra tun* (pl.) pilosi; *uualtserate* satyrus, das ist wohl Waldgeist; altn. *skrati* Geist, Gespenst. Wir haben hier wieder in slowenischer Lautgestalt ein ahd. Wort, das einst viel verbreiteter war als heute. Das hohe Alter dieser Entlehnung geht auch daraus hervor, daß in älteren Lehnwörtern die germanische Lautfolge *sk* im Slowenischen noch als *sk* oder *šk* erscheint, während schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts *sk* sich zu *ś* gewandelt hat.

Im Rosental und in Unterkärnten ist die Sage von einer brennenden, besen- oder garbenähnlichen Gestalt, die am Himmelsgewölbe dahinfliegt, sehr verbreitet. Manchmal wirkt diese feurige Erscheinung als boshafter Kobold oder nimmt Formen des Seelenglaubens an und betätigt sich als Irrlicht oder Flamme. Die Vorstellung von dem feurigen Besen oder der Garbe geht in der Hauptsache wohl auf die Beobachtung von Sternschnuppen zurück. Wie die vielen Sagen im deutschen Sprachgebiet, aber auch die slowenischen Bezeichnungen *škopnjak* oder *škopnek* beweisen, handelt es sich um deutsches Lehnwort. Bei den deutschen Kärntnern heißt die Erscheinung „der glühentige Schab“, welches Wort zurückgeht auf ahd. *scoub*, *scoup* = Schaub, Bündel, Strohhaufe. Die ahd. Form steckt auch im slowenischen *škopnjak*, dessen Alter wieder durch das anlautende *sk* erwiesen ist, ein sicheres Zeugnis für ununterbrochenes Fortleben deutschen Geistes in heute windischer Gegend seit dem Beginne der Germanisierung Kärntens. Daß auch schon im ahd. das Wort *scoub* eine feurige Lichterscheinung bezeichnete, geht aus einer Glosse des 10. Jahrhunderts hervor, wo es als *fac la*, *face s* übersetzt wird (Graff, Ahd. Sprachschatz VI, 410).

Auch in der Ueberlieferung über Ursprung und Wesen der saligen Frauen bewahren die Kärntner Slowenen durchaus deutsche Auffassung. Es sind dies schöne schlank gewachsene Gestalten mit wallendem goldenem Haar. Sie hausen auf Anhöhen in der Nähe von menschlichen Wohnungen und schenken zum Lohn für freundliche Aufnahme dem Menschen eine gute Frucht- oder Getreideernte oder nie enden wollenden Flachs. Durch Peitschengeknall oder Scheltworte werden sie vertrieben. Aus dem Deutschen ist auch der Zug entlehnt, daß sie von einem Sturmriesen verfolgt und getötet

werden. Daß sie einst tiergestaltig gedacht waren, wie die ihnen wesensverwandten Schwanenjungfrauen, verrät eine Rosentaler Sage, nach der sie ungestalte Vogelfüße haben.

Wie bei den deutschen Verkörperungen der Pflanzenwelt haben auch bei den slowenischen Saligen Vorstellungen des Seelenglaubens mit eingewirkt, woraus sich erklärt, daß sie die Zukunft voraussagen, Menschen zu Tode saugen oder nach ihrem Verschwinden nachts gleich der toten Mutter wiederkehren und ihre Kinder säugen. Ja, in der Gegend von Klein St.-Veit gelten sie geradezu als Seelen von Verstorbenen, die man in stillen Nächten weinen und klagen oder traurige Lieder singen hört. So wie sie in der Volkssage erscheinen, sind es einstige Wald- und Feldgeister, die vom Hauche zartester Poesie umflossen, im Laufe der Zeit vom Boden alter heidnischer Glaubensvorstellungen ganz in das Bereich subjektiver Phantasie verpflanzt wurden, aus dem ihre einstige Bedeutung kaum mehr zu erkennen ist.

Für uns ist es wichtig zu sehen, daß die Slowenen sie samt und sonders, mit allen Zügen ihres ursprünglichen Wesens, als fertig ausgeprägte Gestalten aus der deutschen Volksüberlieferung entlehnt haben und daß sie bei den Slowenen weder eine Sonderentwicklung durchgemacht, noch eine Vermischung mit ähnlichen Gestalten der slawisch-krainerischen Sage, wie es die *vile prerokile* und die *rojenice* sind, erfahren haben. Ja im Gegenteil beschränkt sich ihr Geltungsgebiet nur diesseits der Karawanken auf die Kärntner Slowenen, wogegen sie im benachbarten Krain unbekannt sind. Wohl aber haben in Krain sowohl die *vile* als auch die *rojenice* deutliche Züge, die von den saligen Frauen der Kärntner entlehnt sind.

Diese nennen sie *žalik žene*, *žalk žene* oder mit Lautersatz *žark žané*. Von diesen Namen ist der erste Teil das ahd. *salig* = beatus, felix, unser Wort *selig* noch in nicht ungelauteter Form. Das zweite Wort ist die slowenische Uebersetzung von „Frauen“. Im slowenischen Lehnwort spiegeln sich die Lautverhältnisse wider, die das Wort zur Zeit der Uebernahme aus dem Deutschen aufwies. In unserem Falle handelt es sich um ein ganz altes Lehnwort. Denn *s* war im Germanischen stimmlos, ist aber in ahd. Zeit stimmhaft geworden und wurde zugleich weit hinten gebildet, so daß es eine *ž-* oder *š-*artige Färbung hatte. In spät-mhd. Zeit ging dieses *s*-ähnliche Gepräge und die Stimmhaftigkeit wieder

verloren. Wenn also das Wort *žalik* einen stimmhaften Anlaut besitzt, so muß es schon in den ersten Zeiten der ahd. Sprachentwicklung zu den Slowenen gewandert sein und ist gleichsam versteinert im Slowenischen erhalten geblieben. So vermögen wir mit Hilfe der lautlichen Vertretung eine relative Chronologie für Erscheinungen des Volkslebens aufzustellen.

Daß wir mit solchen Schlüssen nicht im Dunkeln tappen, sondern auf festem Boden stehen, soll noch kurz an zwei geschichtlichen Sagen erwiesen werden, die dem Bestande der Jauntaler entnommen sind. Welche verschiedene Prägung ein und dieselbe Ueberlieferung bei den Kärntner und Krainer Slowenen erhalten hat, läßt die Sage von König Matthias Corvinus erkennen. Dieser König war als kriegerischer Beherrscher von Ungarn tatsächlich im Besitze von Oesterreich, Steiermark und Kärnten, als ihn 1490 mitten in kühnen Entwürfen der Tod ereilte. Während er in der krainischen Sage und im krainischen Volkslied sich in kühnen Handstreichungen gegen den Erbfeind der Alpenländer, die Türken, todeskühn betätigt und auch bei einer solchen Unternehmung das Leben einbüßt, wächst seine Gestalt in der Volkssage der Kärntner Slowenen zu dem hehren Vertreter des deutschen Gedankens von dem Fortleben der Seele im Berge empor. Aus dem Türkenverfolger *Kralj Matjaž* ist ein mächtiger Volkskönig geworden. Von allen Seiten durch seine Feinde bedrängt, zieht er sich auf den Berg Petzen zurück. Er öffnet sich ihm im Augenblicke höchster Not und nimmt ihn samt seinen Getreuen auf. Dort schläft er noch heute, wie Friedrich Rotbart oder Karl und andere Lieblingsgestalten des deutschen Volksglaubens und schickt zuweilen einen seiner Getreuen auf die Oberwelt, um Nachfrage zu halten, ob die Stunde seiner Rückkehr bereits gekommen ist. Seine Wiederkehr wird das Ende der Zeiten und den Sieg des wahren Glaubens bringen. So tritt uns die Sage von *Kralj Matjaž* bei den Slowenen Kärntens schon genau in derselben Verbindung der Bergkaisersage mit der morgenländischen Ueberlieferung von dem großen Glaubenskriege und dem Ende der Zeiten entgegen, wie in der deutschen Volkssage. Sowohl die Sagenelemente als ihre Komposition verdanken sie somit dem Deutschen. Deshalb braucht aber diese Sage ihrem Gedankengehalte nach nicht erst im 15. Jahrhundert entstanden zu sein. Viel näher liegt die Annahme, daß die Slowenen die Bergkaisersage bereits im Mittelalter von den Deutschen übernommen hatten und

später den Namen des Königs Matthias Corvinus, der durch seine Taten die Volksphantasie mächtig anregte, mit ihr in Verbindung brachten.

Tatsächlich ist auch frühe mittelalterliche Ueberlieferung deutscher Herkunft in der slowenischen Volkssage der Gegenwart erhalten geblieben, und zwar in der farbenreichen Sage von der seligen H i l d e g a r d zu Stein im Jauntale. In diesem Orte werden heute noch alljährlich am Agathentage (dem 5. Februar) die geweihten Agathenbrote an das aus nah und fern zusammenströmende slowenische Landvolk ausgeteilt. Diese Brotverteilung findet auch in vielen Gegenden Deutschlands am selben Tage statt (so in Bayern, Baden, Thüringen, Westphalen und der Oberpfalz). Sie wird in der Jauntaler Volkssage auf die geschichtlich beglaubigte Hildegard zurückgeführt, die zugunsten der Armen eine Brotspende als Vermächtnis hinterlassen habe. Es fällt nun auf, daß die Hauptgestalten dieser slowenischen Volkssage lauter altdeutsche Namen tragen: A l b w i n, P e r o, H i l d e g a r d, R o t i k a, L u p a, L u i t g a r d. Die meisten Träger dieser Namen waren tatsächlich Mitglieder eines kärntnerischen Adelsgeschlechtes, das zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert in Urkunden wiederholt als Besitzer von ausgedehnten Gütern im Jauntale genannt wird. Nicht nur, daß sich die altdeutschen Namen im windischen Munde lautgetreu erhalten haben, spricht der Charakter der Sagenerzählung für die außerordentliche Zähigkeit, mit der die Volksüberlieferung geschichtliche Ereignisse festzuhalten vermag. Sie erweist aber auch neuerdings den deutschen Grundzug im Denken und Dichten der windischen Bewohner Kärntens, wenn so alte deutsche Ueberlieferung bei ihnen ungetrübt bis auf die Gegenwart erhalten geblieben ist.

Germanischer Lebensgeist ist also der Grundborn, aus dem seit einem Jahrtausend die Kultur dieses Grenzlandes sich gespeist hat, weshalb selbst der slowenische Teil seiner Bevölkerung durchtränkt ist von der deutschen Gedankenwelt und mit teilhat an der deutschen Seele und am großen deutschen Raum, den der Grenzwall der Karawanken nach Süden abschließt. Er hat dem kulturellen Leben Kärntens Gehalt und Kern verliehen. Aus ihm heraus ist die kräftige Selbständigkeit und der todbereite Wille zur Bewahrung all dieser Güter zu erklären, der schon in den frühen Jahrhunderten, besonders aber in den Abwehrkämpfen zum Ausdrucke kam, deren 10-jähriges Gedächtnis die Kärntner heuer mit stolzer Freude be-

gangen haben. Aus ihm entspringt schließlich für das geschlossene Deutschtum im Mutterreiche die sittliche Pflicht, dieses nationale Bollwerk im Süden und damit auch einen köstlichen Zweig deutschen Volkstums für alle künftigen Zeiten zu erhalten.

Sympthiemittel der volkstümlichen Viehdoktorei in den österreichischen Alpenländern.

Von F. Wirleitner, landw. Fachlehrer, Oberalm, Salzburg.

Als Sympthiemittel faßt man gewöhnlich zauberhafte und geheimnisvolle Heilmittel und Heilgebräuche auf, die mit unserer wissenschaftlichen Naturerkenntnis nicht übereinstimmen. Die Grundlage hierfür bildet die dämonistische Krankheitsauffassung, nach welcher die Krankheiten auf dem Einfluß übersinnlicher Wesen, böser Geister usw. beruhen. Dieser Auffassung entsprechend suchte man das Uebel durch außernatürliche Mittel und Kräfte zu beheben. Die sympathetischen Mittel bilden demnach einen Zauber in guter Absicht, zur Versöhnung und Vertreibung übersinnlicher Mächte. Wir finden in den Sympthiemitteln noch Reste von verschwundenen religiösen Anschauungen, von dämonenbezwingenden Kulthandlungen. Im Heidentum ist die Zauberei ein wesentlicher Bestandteil der Religion und der heidnische Opferkult lebt im Volksaberglauben oft schwer erkennbar noch in seinen Resten fort. Man ahnt oder vermutet Beziehungen und Zusammenhänge, wo sie nach unserer Naturauffassung nicht bestehen und behandelt die Krankheiten vielfach mit solchen Mitteln, die gewisse Aehnlichkeiten mit den Krankheitserscheinungen aufweisen. Man will Krankheiten auf Tiere oder Bäume übertragen, verbohren, vergraben, verbrennen, ins Wasser werfen u. s. w. Man verwendet uralte Zauberformeln und Beschwörungen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht weiter fortpflanzen und schwer zu erfahren sind, weil sie streng geheim gehalten werden. Der Verfasser konnte z. B. einen Blutstillungsspruch deshalb nicht erfahren, weil die betreffende Person jünger war als er und man diesen Spruch immer nur jüngeren Leuten mitteilen darf. Sinnbildliche Handlungen sind z. B. das Verbohren, Vergraben, Rückwärtsverren, Rückwärtszählen, Abkehren, Durchkriechen, Abstreifen, Berühren, Umfahren, Abbinden, Nichtumschauen, Still-

schweigen u. s. w. Bei manchen Sympathiemitteln spielen gewisse Orte eine Rolle z. B. ein Kreuzweg, die Dachtraufe u. dgl. Auch gewisse Zeiten sind ausschlaggebend, wie z. B. abnehmender oder zunehmender Mond, Freitag, Sonnenaufgang, Mitternacht u. s. w. Am häufigsten sind die Zahlen Drei und Neun mit den sympathischen Heilgebräuchen im Zusammenhang, vielfach auch gewisse Gegenstände, die mit dem erkrankten Wesen in irgend einer Beziehung stehen. Hieher gehört vor allem das sogenannte „Wendden“, „Anwenden“, „Abbeten“. Man versteht darunter eine Reihe sinnbildlicher und geheimnisvoller Handlungen, vermischt mit Besprechungen und Gebeten, um eine Krankheit zu vertreiben. Es handelt sich um uralte Heilgebräuche, denen im Lauf der Zeit ein dem Christentum entsprechendes Mäntelchen umgehängt wurde. Wuttke bezeichnet dies als „eine bewußte oder unbewußte Beschwichtigung des christlichen Gemütes wegen des heidnischen Tuns“. Die Wirkung des guten Glaubens an diese volkstümlichen Heilverfahren, also der psychologische Einfluß, darf in der menschlichen Heilkunde nicht unterschätzt werden. In der Tierheilkunde kann man allerdings nicht damit rechnen. Wenn diese geheimnisvollen Heilmittel nicht helfen, dann findet man das nicht so absonderlich. Wenn sie aber in manchen Fällen scheinbar doch helfen, dann ist man sehr erstaunt und macht viel Lärm.

Bedeutungsvoller als die reinen Sympathiemittel sind die überaus zahlreichen Heilmittel und Heilweisen, die weniger zauberhaft und geheimnisvoll sind, bei denen die tatsächliche oder vermeintliche Heilwirkung auf natürlichen Einflüssen beruht. Man darf wohl annehmen, daß in der Volksmedizin neben viel Spreu und Unkraut noch manches wertvolle Korn liegt, dem nur die wissenschaftliche Begründung fehlt. Der größte Nachteil der Puscherei liegt darin, daß die fachmännische Hilfeleistung dadurch verzögert wird.

Wenn auch die reinen Sympathiemittel der volkstümlichen Tierheilkunde nicht ernst zu nehmen sind, so ist die Kenntnis der verschiedenen Meinungen, Aberglauben und Gebräuche im bäuerlichen Berufsleben für Leute des landwirtschaftlichen Förderungsdienstes und Tierärzte nach Ansicht des Verfassers nicht unwichtig. Wenn man besseres geben will, soll man wissen was da ist.

Es folgt eine Auslese verschiedener Sympathiemittel aus der volkstümlichen Tierheilkunde. Wenn nichts näheres angeführt ist,

so stammen die diesbezüglichen Mitteilungen größtenteils aus dem Absolventenkreis der Landes-Land- und Hauswirtschaftsschule Winkelhof in Oberalm, Salzburg.

Vergl. von Havorka-Kronfeld: Vergleichende Volksmedizin I. und II. Bd. Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube, Hamburg 1860, S. 82 f. Hrodegh: Religiöse Primitiverscheinungen, Zeitschr. f. öst. Volksk. Wien 1918, S. 117 f. Weinkopf: „Volksheilkunde“ (Volksbildung, öst. Bundesverlag, Heft 11/12, 1927. Eppinger: Aus der tierärztlichen Praxis im Bezirke Ried.

„Das Maukenstecken“.

Als „Mauken“, „Kohlnoar“ oder „Kohlwutzl“ wird in Salzburg und Tirol eine Klauenkrankheit der Rinder bezeichnet, welche am häufigsten bei andauernder Trockenheit auf der Weide auftritt (Panaritium). Es ist entweder nur ein Fuß davon betroffen oder auch mehrere. Die Tiere können nicht auftreten, gehen stark „krumm“ (= lahm) und sind um den „Haarpreis“ herum stark geschwollen. Man verwendet Steinöl, Terpentinöl, Teer, macht Aderlässe am Ballen des kranken Fußes und wendet auch heute noch vielfach das sogenannte „Maukenstechen“ dagegen an. Im Lungau wird dieses Maukenstecken folgendermaßen geschildert: Das kranke Rind wird aus dem Stall gebracht und auf einer Grasfläche aufgestellt. Es soll dies bei Sonnenaufgang geschehen. Andere sagen, das Rind müsse gegen Sonnenaufgang stehen. Der Rasen, auf dem das Tier einige Zeit gestanden ist, wird der Form des Fußes entsprechend ausgestochen und umgekehrt, d. h. mit dem Gras nach unten, auf einen Zaunstecken gespießt. Im Pongau, Pinzgau und Tännengau wird der Vorgang des Rasenstechens ganz ähnlich geschildert. Das kranke Rind wird auf eine grüne Wiesenfläche gebracht, die Stelle, auf welcher der kranke Fuß steht, wird mit drei Holzspänen bezeichnet und der Rasenziegel (der „Wasen“) herausgeschnitten und „in den Rauch“ gehängt. Man läßt den Rasen oberhalb der offenen Herdfeuerung in der Sennhütte verdorren. Sobald der Rasen verdorrt ist, soll die Krankheit verschwunden sein. In der Gegend von Filzmoos (Pongau) wird erzählt, daß ein Zettel mit geheimnisvollen Schriftzeichen unter den ausgestochenen Rasen gelegt wird. Jemand soll auf diesen Zettel etwas ganz beliebiges draufgeschrieben haben, wobei aber der Erfolg des Heilverfahrens ausgeblieben sei. Das Rasenstecken wird scheinbar nicht bloß bei Panaritium, sondern auch bei anderen Fuß- und Klauenkrankheiten in Anwendung gebracht. In Nieder-Oesterreich

(St. Michaela. B.) soll einer gegen das „Ausgliedten“ (= Verrenkung, von „Glied“ = Gelenk) „wendden“ können. Auch hiebei wird der Rasen, auf dem der kranke Fuß gestanden ist, herausgestochen, der kranke Fuß unter allerlei Sprüchen und Gebeten von oben nach unten mit dem „Wasen“ abgewischt und der Rasenziegel schließlich umgekehrt, d. h. mit der Grasseite nach unten, zu einem Baum gelegt. Beim Weggehen darf sich der „Wendder“ nicht umsehen. Aus dem Unterinntal in Tirol wird das Rasenstecken folgendermaßen geschildert: Das kranke Rind wird auf eine Fläche mit „Fußgras“ geführt, wo das „niedrige Gras“ wächst. Gemeint ist der Weiderasen (engl. Raygras, Rispengras, Breitwegerich u. dgl.). Der kranke Fuß soll noch nicht offen sein. Man läßt das Tier stehen, bis der Boden, auf dem das Tier steht, „warm“ geworden ist, zeichnet dann den Rasen rings um die schmerzhaften Klauen an, führt das Tier wieder weg und gibt den ausgeschnittenen Rasenziegel über einen Ofen, wo er verdorren soll.

Von Tschinkel („Zur Gottscheer Volkskunde“, Zeitschr. für öst. Volksk., Wien 1909) wird das Rasenstecken in ähnlicher Form wie im Lungau auch aus der Gottschee mitgeteilt.

v. Alpenburg (Mythen und Sagen Tirols“, Zürich 1857, S 350) berichtet aus Tirol, daß dort gegen eine Klauenkrankheit, die das „Krötl“ genannt wird, das sogenannte „Wasenreißen“ in Anwendung gebracht wird. Die kranke Kuh wird auf eine Almwiese gestellt, der Wasen auf dem der kranke Fuß gestanden ist, herausgeschnitten, auf der Grasseite werden drei Hölzeln so eingesteckt, so daß sie ein Dreieck bilden, und der Wasen wird dann oberhalb der Herde der Sennküche oder im Rauchfang aufgehängt.

Wuttke („Der deutsche Volksaberglaube“, Hamburg 1860, S = 169) berichtet aus Ostfriesland: „Bei einer gewissen Hufkrankheit der Kühe wird ein Stück Rasen, auf dem die Kuh gestanden, ausgestochen und hinter den Herd gelegt, so wie der Rasen verdorrt, verschwindet auch das Uebel“.

Auch Sartori („Der Schuh im Volksaberglauben“, Zeitschr. f. Volksk., Berlin 1894 S = 41 f) bringt zahlreiche Beispiele von der weitverbreiteten Meinung über die sympathetische Kraft der Fußspur. Aus Liebrecht, Zur Volkskunde S 316 wird von Sartori mitgeteilt, daß auch in Norwegen das Rasenstecken vorkommt. „Wird ein Stück Vieh lahm, so soll man den Rasen, worauf es mit dem kranken Beine steht, ausschneiden und auf einer Zaunstange hoch oben aufstecken“. Genau wie im Lungau.

Aus diesen interessanten Zusammenhängen und der weiten Verbreitung dieses Sympathiemittels von der Göttischee bis Norwegen ist zu entnehmen, daß es bestimmt uralte sein muß. Ob dieses eigenartige Viehheilverfahren auch bei nichtgermanischen Volksstämmen anzutreffen ist, konnte vom Verfasser nicht ermittelt werden.

Im augenscheinlichen Zusammenhang mit dem Rasenstecken stehen folgende Beispiele: „Wenn man ein Stück Rasen, auf welchem ein Mensch mit nackten Füßen gestanden, aussticht, und hinter dem Herde oder Ofen vertrocknen läßt, so vertrocknet und schwindet gleichzeitig auch der Mensch hin, welcher mit jenem Stück Rasen in einer geheimen Verbindung steht“. (Wuttke a. a. O. S = 53, 120).

Kranke Kinder werden auf dem Friedhof durch ein ausgestochenes Rasenstück gezogen, ähnlich auch das Durchziehen kranker Kinder durch gespaltene Bäume. Sobald der Baum verheilt, ist auch die Krankheit verschwunden. Wenn eine schwangere Frau über ein verdorrtes Rasenstück schreitet, so wird auch das Kind hinwelken müssen, wenn es einmal so alt wird, wie die Mutter zu jener Zeit war. (Nach H. F. Feilberg „Zwieselbäume nebst verwandten Aberglauben in Skandinavien“ Zeitschrift für Volksk., Berlin 1897, S = 43—47). Das von Feilberg Seite 47 erwähnte Eingraben kranker Personen in Erde hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der im Salzburger Flachgau verbreiteten Meinung, daß es gut sei, wenn vom Blitze getroffene, ohnmächtige Personen in eine frisch ausgegrabene Erde gelegt werden. Die Erde soll das Böse „ausziehen“. Es heißt dort auch, wenn sich jemand mit einem spitzen Eisen verletzt hat, oder wenn z. B. ein Rind unvorsichtigerweise mit der Mistgabel am Beine verletzt wurde, daß man das spitze Eisen in Erde stecken müsse, damit die Wunde nicht „schwärt“, d. h. nicht eitert und nicht bösartig wird.

Wenn man einen Nagel in die Fußspur eines Menschen schlägt, so wird der betreffende Mensch lahm, besonders wenn das ein Sargnagel ist. Hängt man die auf der Fußspur ausgegrabene Erde in den Rauch, so verdorrt der betreffende Fuß, welcher die Spur hinterlassen hat. Solche Mittel finden vor allem gegen Diebe Anwendung. Ähnlich auch das Verhexen von Pferden, indem man einen Nagel in die Fußspur derselben steckt. In Mecklenburg soll das Rasenstecken in ähnlicher Form, wie es früher geschildert wurde, auch dazu verwendet werden, bezw. verwendet worden

sein, um gewisse Untugenden eines Pferdes zu vertreiben. (Sartori, „Der Schuh im Volksglauben“, Z. f. Volksk., Berlin 1894 S = 42 f nach Bartsch, Sagen aus Mecklenburg II S = 155 und 329 f. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube § 392 u. 711, Grimm, D. Mythologie III. S 432 u. 453, I., S 137.)

Ein Ueberrest des alten Schädelkultes?

Bei Drehkrankheit, das „Drah'n" oder „Würfligsein" (Gehirnblasenwurm, Finnen vom Hundebandwurm, *Coenurus cerebralis*) wird mitunter von geschickten Kurpfuschern das „Anbohren" vorgenommen (Trepanation). Beispiele hiefür sind dem Verfasser aus Niederösterreich und Salzburg bekannt. Der Verfasser hatte Gelegenheit, einer solchen Operation beizuwohnen. Eine „würflige" Kalbin wurde von starken Leuten festgehalten. Der Kurpfuscher beklopfte mit einem Schlüssel die Hirnschale und fand die Stelle, an welcher die Blase war. Mit einem gewöhnlichem Bohrer wurde ein Loch gemacht und mit einem Drahtaken die Blase herausgezogen. Der Erfolg war scheinbar d. h. vorübergehend ein sehr guter. Nach einiger Zeit wurde die Kalbin rückfällig, man schlachtete sie und fand im Hinterhaupte Blasen vor.

Ein eigenartiges Sympthiemittel zur Verhütung weiterer Unfälle durch Drehkrankheit wird aus dem Pinzgau mitgeteilt: Man soll den Kopf des an Drehkrankheit zugrunde gegangenen Rindes am Dachfirst aufhängen, um den übrigen Viehstand davor zu schützen.

Eine Ähnlichkeit damit hat das auch aus dem Pinzgau mitgeteilte Verfahren: Wenn eine Kuh „hinkeien" tut (= verwirft), so soll man die verworfene Frucht unter dem Dachfirst aufhängen. Es soll dann kein Rind mehr verwerfen.

J. v. Grillmayer, Offenhausen in Oberösterreich, teilt in der Zeitschrift f. öst. Volksk., Wien 1903 S 239 mit, daß gegen den „Wiabl" (= die Drehkrankheit) der Schädel des notgeschlachteten Rindes am Wipfel einer Tanne aufgehängt und dort vermodern gelassen wird. Das soll vor weiteren Fällen schützen.

Es wäre naheliegend, dieses Vorgehen mit dem Schädelkult der alten Germanen im Zusammenhang zu bringen. Aufgesteckte Pferdehäupter dienten zum Schutz und zur Abwehr des bösen Zaubers. Die aufgesteckten Pferdeköpfe wurden in Skandinavien als Neidstangen bezeichnet. Die Wenden sollen zur Abwehrung und Tilgung von Viehséuchen um ihre Ställe herum Häupter von

tollen Pferden und Kühen auf Zaunstacken aufgesteckt haben. (J. Grimm, D. Mythologie I. S 39 II. S 549). Aehnliches wird auch aus Bulgarien und von den Letten berichtet. (v. Havorka-Kronfeld, Vergl. Volksmedizin I. 375 f).

Das „Kettenbinden“.

Das Raidein („Roadln“), Stuhlsäulenraidein oder Firstbaumraidein wird angewendet gegen das „Ausbiag'n“ oder „Aus-scheiben“, „Schroatln“, man sagt das Tier hat „groadlt“ (= Verrenkung im Hüftgelenk) und überhaupt, wenn ein Rind krumm geht, ohne sich etwas eingetreten zu haben, auch gegen den Schwund (Muskelschwund).

Man nimmt die Anhängkette des kranken Rindes und bringt sie zum „Viehdoktor“, der mit dem Kettenraidein „umgehen kann“. Je eher das geschieht, desto rascher erfolgt angeblich die Heilung. Manche sagen, es soll in drei Tagen, andere behaupten in neun Tagen das Leiden verschwunden sein. Man darf während dieser Zeit nichts anderes anwenden. Nach anderen Angaben dauert die Heilung so lange, als die Krankheit schon im Fuße war, bis die Kette zum Viehdoktor gebracht wurde. Vom Kettenraidein ist dem Verfasser berichtet worden aus dem Lungau, Tännengau, Flachgau in Salzburg und aus Haag in Niederösterreich. Es soll auch im Innviertel, Hausruckviertel und Mühlviertel in Oberösterreich anzutreffen sein.

Der Kurpfuscher braucht bei diesem Heilverfahren das kranke Tier überhaupt nicht zu sehen. Die Anhängkette des kranken Tieres wird kunstgerecht um eine bestimmte Säule in der Scheune mit einem festen Prügel (= Knüttel) geraidelt (= gewunden). Im Flachgau wird die Kette um eine der Ecksäulen („Reichsen“ oder „Reinzen“) gedreht. Es ist dies verschieden, je nachdem, ob ein vorderer oder hinterer, ein rechter oder linker Fuß erkrankt ist. Im Lungau wird die Kette um den sogenannten „Firstbaum“ gedreht, und zwar wenn ein rechter Fuß erkrankt ist, dann im Sinne des Uhrzeigers, sonst umgekehrt. Man spricht aber im Lungau auch vom „Stuhlsäulenroadeln“ und im Pongau sagt man, daß es ein sogenannter „Kreuztram“ sein müsse, um den die Kette gewunden wird. Es darf kein Scharglied an der Kette sein, sonst hält die Kette das Raidein nicht aus. Es muß tüchtig festgedreht werden und darf kein Glied locker sein. Mit dem Kettenraidein

sind gewisse Sprüche und Gebete verbunden. Man läßt nicht leicht jemanden dabei zusehen. Von Zeit zu Zeit (dreimal) muß die Kette wieder fester geraidelt werden.

Der Sohn eines mit dem Raideln vertrauten Mannes erzählt, daß sein Vater auch nicht viel auf diesen Zauber halte, doch die Leute kommen von weit und breit mit den Viehketten und verlangen die Amtshandlung. Lustiges wurde von einem Manne aus dem Hausruckviertel erzählt: Ein Bauer gab seinem Nachbar die Kette von einem kranken Rinde mit, da er zufällig in der Nähe des Sympathiedoktors zu fuhrwerken hatte. Leider vergaß der Nachbar auf das Ueberbringen der Kette und war nicht wenig erstaunt, als der Bauer, dem das kranke Rind gehörte, kam, sich bestens bedankte und behauptete „G'schwind hat's g'holten. Glei han is g'kennt". In Wirklichkeit ist aber die Kette noch gar nicht dem Anwender eingehändigt worden. Als Symptom des „Ausbiegens" gilt das, wenn das betreffende Tier nicht über ein am Boden liegendes Holzschleit und nicht über den „Türtritt" steigen kann, also den Fuß nicht hoch zu heben vermag. Am dritten Tag, heißt es, kommt dann der „Schwund" dazu. Man spricht vom sogenannten „Fleischschwund" (= Atrophie).

H. v. Preen-Osternberg erwähnt das Kettenraideln in der Zeitschrift f. öst. Volksk., Wien 1897 S 279 (Bauernaberglaube i. Bez. Braunau a. Inn). Eine genaue Beschreibung gibt J. Schwarzbach, St. Georgen bei Oberndorf (Salzburg) in der Zeitschrift f. öst. Volksk., Wien 1897 (Zaubersprüche und Sympathiemittel v. d. salburgisch-oberösterreichischen Grenze). Schwarzbach weiß auch über Sprüche und Gebete beim Kettenraideln zu berichten. Nach ihm ruft der Anwender den hl. Namen Gottes an mit dem Zusatz „daß es vergeht und nicht mehr kommt, so Christus gestorben ist und nicht mehr stirbt". Der zum Raideln verwendete Knüttel soll während des Aveläutens am Abend abgeschnitten worden sein. Während des Raideins wird gesprochen: „Ich reibe dich im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes Alpha, Sabah, Carabina! Heiligste Dreifaltigkeit, Herr Jesu Christ, durch den das ganze Haus gesegnet ist, reibe die Kugel in die rechte Star, wo sie zuvor gewesen war". Dann folgen drei Vaterunser zu Ehren des hl. Leonhard, des Viehpatrones. Die Kette bleibt neun Tage an der Säule. Die Berichterstatter Schwarzbachs, ein alter Sympathiedokter, hat behauptet, daß er beim Raideln schon wahrnehmen könne, ob die Kur hilft oder nicht. Bei veralteten hartnäckigen

Leiden läßt sich die Kette sehr schwer anziehen und der Beschwörungsvorgang muß öfter wiederholt werden. In anderen Fällen geht das Anziehen der Kette sehr leicht und der Bauer kommt schon nach ein paar Tagen mit der freudigen Nachricht, daß das Uebel behoben sei.

Ueber die weitere Verbreiterung dieses Sympthiemittels konnte nichts erfahren werden.

Dem Kettenbinden nahestehend ist die in Niederösterreich (Ertl und St. Georgen b/ Waidhofen a/Ybbs) gegen das „Ausklebeln“ in Verwendung kommende Art des Wendens. Beim sogenannten „Ausklebeln“ dürfte es sich um Fehler an den unteren Gelenken der Gliedmaßen handeln. Es wird hiebei ein „Sauzehm“ (Zierner von einem Eber) um den Fessel des kranken Fußes gebunden. Nach Tschinkel (Zur Gottscheer Volksk., Zeitschr. f. öst. Volksk., Wien 1909), wird das kranke Bein mit einem verkehrtgedrehten Flechtreis von einem Pflaumenbaum umwunden. Nach Wuttke (S. 155) wird in Nieder-Schlesien unter gewissen Formeln gegen Fieber ein Strohseil um einen Baumstamm gebunden.

Auch das weit und breit bekannte Warzenabbinden, das später noch beschrieben werden soll, hat eine gewisse Aehnlichkeit.

Eigenartig ist auch das von H. v. Preen in der Zeitschr. f. österr. Volksk., Wien 1910 (über Sympthiemittel aus dem Innviertel) beschriebene Verfahren der „Marchknöpfe“, die angewendet werden, wenn dem Vieh „das March gerinnt“ (Knochenbrüchigkeit?). Der „Anwend“- oder „Marchknopf“ ist ein solcher, der sich auflöst, wenn an beiden Enden gezogen wird. Unter anderem wird das kranke Tier mit drei Kreuzen bezeichnet, worauf mit Spagat dem Rücken des Tieres entlang neun Marchknoten hergestellt werden.

Wenden gegen das „R a h s e i n“.

(Neustift bei Steyr, Ober-Oesterreich.)

Wenn die Tiere „rah“ sind, so gehen sie krumm, das Uebel steckt aber nicht in den „Gliedern“, sondern in den „Flachsen“ (= Sehnen). Es wurde folgender Fall geschildert: Ein Schnittling (= Jungochse) ist „rah“ geworden, man hat einen Mann geholt, der gegen dieses Uebel „etwas“ konnte. Das kranke Tier wurde in fließendes Wasser gestellt, der „Wendder“ zog dann einen Schuh aus, füllte ihn mit Wasser und gab drei Stücklein Brot hinein. Die

Brotstücke wurden der Reihe nach wieder einzeln aus dem Schuh geholt, damit vom Schwanzende über den Rücken des Tieres bis zum Maul gestrichen und dem Tier zum Fressen gegeben. Schließlich dem kranken Tier auch noch das im Schuh des „Wendders“ befindliche Wasser eingeschüttet. Der ganze Vorgang war noch mit einer Reihe von Sprüchen und Gebeten verknüpft.

Die mit diesem Wenden verbundene Kaltwasserbehandlung mag vielleicht einen recht günstigen natürlichen Einfluß auf den Verlauf der Krankheit haben.

Als „Rachsein“ wird in Salzburg auch eine Hufkrankheit der Pferde (Hufrehe) bezeichnet. Man spricht von „milchrach“ bei Rösselstuten und von „bluatrach“ bei anderen Pferden. Die dagegen angewendeten Mittel: Aderlaß und Einstellen in kaltes Wasser dürften auch den Grundsätzen der rationellen Tiermedizin einigermaßen entsprechen.

Das Schwundabbeten.

Gegen den Schwund wird eine Reihe von Heilmitteln angewendet, die eigentlich zum Teil nicht als reine Sympathiemittel anzusprechen sind. Zum Beispiel man soll einen Kater schneiden (kastrieren), die Hoden sieden und dem Tier eingeben (Golling und Werfenweng, Salzburg). Dem kranken Tier eine Maus eingeben (Pinzgau). Die Schwundstelle wird mit einem heißen Stein behandelt und dann mit heißer Beinsalbe eingeschmiert (Pongau). Man denkt wohl nicht daran, daß der Muskelschwund nur eine Folgeerscheinung des Nichtgebrauches gewisser Muskelpartien und nicht der eigentliche Sitz der Krankheit ist. Man spricht übrigens von einem „Fleischschwund“, einem „Flachsenschwund“, „Beinschwund“, „Blutschwund“ u. dgl. Der im Gefolge von Gelenksleiden auftretende Muskelschwund wird dann befürchtet, wenn sich die Haut des betreffenden Körperteils nicht mehr elastisch erweist, wenn die Hautfalten, die man mit der Hand bildet, nicht rasch wieder verschwinden.

Gegen den Schwund wird die Rinde von Seidelbast („Muschkabläuh“) um den kranken Fuß herumgebunden. Man gibt auch den Absud der Wurzeln von einem kleinen, glänzenden Farn, dem sogenannten „Gamsfarn“, dem kranken Tiere ein. (Scheffau b/Golling, Salzburg). Man verwendet auch den sogenannten „Schwindgeist“, der von Pflüschern gestellt wird und zum Einreiben dient. Ein Hauptbestandteil ist Terpentinöl.

Im Lungau (Lasaberg) wird eine Schwundsalbe bereitet: Man schneidet Roggenpflänzchen im Herbst oder Frühjahr ab, sobald der Roggen „stockt“, bereitet daraus mit Eidotter und „Sommerschmalz“ eine Salbe, mit der die Schwundstelle tüchtig einzureiben ist. Als Sommerschmalz wird das Butterschmalz von der Alm bezeichnet.

Als rein sympathetisches Heilmittel kommt das „Schwundwenden“ (N.-Oest.) oder „Schwundabbeten“ (Salzburg) in Anwendung. Hierbei spielt ein sogenanntes „Schwundboanl“, mit dem die Schwundstelle bestrichen wird, oder eine „Schwundwurzen“ eine große Rolle. Die Schwundwurzel wird über das rechte Ohr gehängt, wenn es am linken Fuß fehlt und umgekehrt (Pinzgau).

Man soll auf 3 Leinwandfleckerl je einen Tropfen Blut des betreffenden Tieres geben und diese Leinenflecke zum „Schwunddoktor“ bringen. Am besten ist es, wenn das Blut von jenen Körperteil stammt, in dem der Schwund sitzt (Pinzgau). Das Schwundwenden können nur einzelne Leute, die ihre Künste sehr geheimhalten. Der Anwender braucht das kranke Tier nicht zu sehen. Gegen den Schwund wird auch folgendes angewendet: Zwischen den Frauentagen (15. August bis 8. September) wird eine lebende Kröte auf einem Stecken aufgespießt. Man läßt sie sterben und zu einer „Mumie“ verdorren. Ein Fuß von einer auf solche Art und Weise zugrundegegangenen Kröte wird dem kranken Tiere umgehängt. Ist beispielsweise der rechte Hinterfuß erkrankt, dann soll auch der rechte Hinterfuß der Kröte umgehängt werden (Koppl, Flachgau). In Nieder-Oesterreich spricht man auch vom „Grobem“ und versteht darunter eine Kröte oder deren Gliedmaßen, die in einem Leinensäckchen eingenäht werden und zum Vertreiben verschiedener Krankheiten dem Menschen umgehängt werden (Umgebung von Waidhofen a. d. Ybbs).

Im Flachgau (Straßwalchen) hört man auch von einem „Schwundbinkerl“, welches den schwundkranken Tieren umgehängt wird. Nach Höfler (Volksm. u. Aberggl. in Oberbayern), München 1888, S. 39, 160, 148, 149, 150) befinden sich in den schafledernen „Schwindbeuteln“ nicht nur Bestandteile von Kröten sondern auch Bergsalamander, Blindschleichen, Wieselköpfe u. dgl. Sie werden auch gegen das „Rachsein“ der Pferde (Hufrehe) umgehängt. Als „Schwindwurzel“ wird von Höfler (S. 76) die Wurzel vom Blutschöllkraut — *Chelidonium majus* — angeführt, welche im Frauendreißiger gegraben werden muß. Die Zeit zwischen den Frauentagen

spielt bei sehr vielen Sympathiemitteln eine große Rolle und wird von Höfler auf die 30-tägige Nornen-Kultzeit der Germanen zurückgeführt. (S. 75).

Vergl. Zingerle: Sitten, Bräuche und Meinungen d. Tiroler Volkes, S. 109 u. 203, v. Havorka-Kronfeld. Vergl. Volksm. I. 264. Moses, Krankheitsbeschwörungen und Sympathiemittel in Nieder-Oest., Z. f. öst. Vk., Wien, 1903, S. 211. Fossel, Volksmed. u. mediz. Aberggl. in Steiermark. S. 107, 157.

„Afelabbeten“.

Das Afelabbeten hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Schwundabbeten. Wenn eine Wunde näßt („Afelwasser“), wenn sie „schwärt“ oder „schwürt“ (= eitert), wenn sich „wildes Fleisch“ (= Granulation) bildet, wenn „es hineinfrisßt“, wenn also die Wunde nicht gut abheilt, so sagt man „sie tuat afeln“.

Nach O. v. Zingerle wird das Wort Afel schon in einer alten Handschrift des XV. Jahrhunderts erwähnt. Es heißt dort: „Für den afel sprich diesen segen“ (Segen und Heilmittel, Z. f. Vk., Berlin 1891, S. 173). So wie der Afel die Wunden bösartig macht, so ist „der Winneß“ eine Komplikation, die bei verschiedenen Leiden durch einen schädlichen Luftzug entsteht. Dies äußert sich in einer Entzündung, einer Geschwulst oder Verhärtung u. dgl. Man sagt in Salzburg „es kommt der Winneß drein“ oder „es hat dich halt der Winneß derwischt“. Andere Bezeichnungen sind „Wildniß“ oder „Windnis“ in Tirol, „Wildniß“ auch in Steiermark (Fossel, Volksm. u. medizinischer Aberggl. in Steiermark, S. 150), auch „Bildnaisch“ in der Gottschee (Tschinkel, Zur Gottscheer Volksk., Z. f. österr. Volksk. 1909).

„Warzenwenden“.

An einem „kranken Freitag“, d. i. ein Freitag im abnehmenden Mond, „ehwenn das Manat neu wird“, macht man mit einer Speckschwarte drei Kreuze über die Warze und sagt: „Im Namen Gottes Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes (nicht „Amen“). Der Speck wird dann unter der „Dachtrapf“ (= Dachtraufe) vergraben. Man betet noch drei Vaterunser zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi, darf aber auch hiebei nicht „Amen“ sagen. Dieser Vorgang soll an drei kranken Freitagen wiederholt werden und dann sollen die Warzen verschwunden sein. Das Vergraben der Speckschwarte soll an jener Seite der Dachtraufe erfolgen, welche von Sonne und Mond beschienen wird. (Umgebung von Waidhofen a. d. Ybbs).

Aehnlich ist auch das Abbinden der Warzen mit einem Zwirnsfaden, wobei es sich seltener um die mechanische Wirkung des Abbindens handelt, sondern um eine sinnbildliche Handlungsweise. Man macht bei jeder Warze einen „Knopf“ (= Knoten), nach einem anderen Bericht drei Knoten, unter dem gleichen Spruch wie er oben angeführt wurde. Der Faden wird ebenfalls unter der Dachtraufe vergraben. Sobald er verwest, sollen auch die Warzen weg sein. (Nieder-Oesterreich, Salzburg).

Vergl. Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube, S. 156, v. Grillmayer, Zeitschr. f. österr. Volksk., Wien 1903, S. 239. Heyl: Volkssagen, Bräuche und Meinungen in Tirol, Brixen 1897, S. 803.

„Abbeten von Ueberbeinen == Boangwachstwendden“.

Gegen Knochenneubildungen wird folgendes angewendet: Man zupft vom Strohdach an jener Seite, wo Sonne und Mond darauf scheinen, einen Strohalm heraus, welcher drei „Knie“ (Knoten) haben muß. Die Knie werden herausgeschnitten, und mit jedem dieser Knoten des Halmes wird dann über das „G'wachst“ das Kreuzzeichen gemacht, wieder ohne „Amen“ zu sagen. Die drei Knoten werden dann in einem Leinensäcklein vernäht und unter der Dachtraufe vergraben. Sobald die Halmknoten verfault sind, soll auch die Neubildung verschwunden sein. (Kürnberg, Nieder-Oest.). Von einem sehr ähnlichen Vorgang berichtet v. Grillmayer (Zeitschrift f. öst. Volksk. 1903, S. 239) zum Vertreiben von Warzen.

In Dorfgastein (Pongau) wird erzählt, daß zur Vertreibung von Ueberbeinen der Pferde folgendes gemacht wird: Die Knochenwucherung wird mit einem Hirschbein (Stück von einem Hirschgeweih) fest gerieben, bis die betreffende Stelle sehr warm ist. Dann muß man mit einem roten Ziegel fest „klocken“ (= klopfen) und das Ueberbein schließlich mit „Kimmöl“ (= Kümmelöl) anstreichen.

Vergl. Fossil, a. a. O., S. 153, 160. Weinkopf, Volksheilkunde, Volksbildung, Wien, Heft 11/12, 1927.

„Blutsegen“.

Zahlreich sind die verschiedenen Blutstillungsformen. Es wird viel an die Wirkung dieser Sprüche geglaubt und viel über die Kunst einzelner Leute im Blutstillen berichtet. Es mag viel Täuschung

daran liegen, weil ja auch ohne Anwendung solcher Mittel die Blutung oft ziemlich plötzlich nachläßt. Aus Niederösterreich wurde folgender Blutstillungsspruch berichtet: „Glücklich die Wunde, glücklich die Stunde, glücklich der Tag, wo Jesus Christus geboren ward“. Es folgt ein Vaterunser für diejenigen Personen, die an Verblutung verstorben sind. Die Berichterstatteerin erzählt, daß dieser Spruch bei Menschen und Tieren „erfolgreich“ angewendet worden sein soll (Haag, Nieder-Oesterreich).

Dieser Blutstillungsspruch wird in der gleichen oder in ähnlicher Form in verschiedenen Schriften berichtet und ist weit verbreitet.

Besonders Holzknechte sollen im Blutstillen oft sehr bewandert sein. Sie wollen ihre geheimnisvollen Mittel nicht ausplaudern, weil sie angeblich dann selber die Fähigkeit zum Blutstillen verlieren (Lungau). Es heißt auch, daß solche Blutsegen immer nur jüngeren Personen mitgeteilt werden dürfen. Manchmal will man diese geheimnisvollen Heilverfahren auch deshalb nicht mitteilen, weil andere Leute vielfach darüber lachen und „Frevel“ damit treiben.

In Tirol sagt man, daß das gebrauchte Verbandzeug nicht verbrannt werden soll, weil sonst die Wunden schlecht heilen. Von Baumgart wird das gleiche aus Mittelschlesien erwähnt. Man sagt dort, daß das verbrauchte Verbandzeug in fließendes Wasser geworfen und nicht verbrannt werden soll. (Versch. Aberggl. in Mittelschlesien, Zeitschr. f. Volksk., Berlin 1894, S. 85). Auch Wuttke verweist auf die auffallende Aehnlichkeit der abergläubischen Gebräuche und Ansichten in Tirol und Schlesien.

Vergl. v. Havorka-Kronfeld. Vergl. Volksm. I 82, ff. Höfler: Volksm. u. Aberggl. in Oberbayern, S. 33. Fossel: Volksm. und mediz. Aberggl. in Steiermark, S. 145. v. Alpenburg: Mythen und Sagen Tirols, 1857, S. 365.

„Nabelbruchabbeten“ bei einem Kalb.

Man macht über das Kalb dreimal das Kreuzzeichen, über Kopf, Rücken und Schwanz. Dann bekreuzt sich die heilsame Person selbst dreimal, betet drei Vaterunser ohne „Amen“ zu sagen; hierauf bekreuzt sich der Abbeter selbst noch einmal und zum Schluß das Kalb. „Das hilft!“ (Elixhausen, Salzburg).

Beim Wenden gegen Brüche, gegen gewisse Hautkrankheiten („Zitterer“) u. dgl. ist vielfach das Umfahren der leidenden Körperstelle mit irgend einem Gegenstand üblich. Man benützt hiezu z. B. einen Apfel, auch eine alte Silbermünze (einen sogenannten „Frauenbildner“ aus der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia) u. dgl.

Vergl. Grillmayer: Ob.-Oesterr. Volksabergl. Z. f. öst. Volksk. 1913, 128. Höfler: Volksm. u. Abergl. in Oberbayern, S. 36.

Verbohren von Krankheiten.

Mit dem Wenden ist mitunter die sinnbildliche Handlung des Verbohrens verknüpft, so z. B. beim Bruchwenden, beim Schwundabbeten u. s. w. Es werden Fingernägel, Zehennägel, Haare des erkrankten Menschen in einem Zwetschkenbaum, einen „Feiberstock“ (= Weide), einem Eichenbaum u. dgl. verbohrt. Beim Fingerwurm muß man den kranken Finger in ein Loch halten, das in einen Zwetschkenbaum gebohrt worden ist. Es handelt sich um eine sinnbildliche Krankheitsübertragung auf einen Baum. (Haag und Ertl, Nieder-Oesterreich).

Auch im Innviertel, Ober-Oesterreich, kommt das Verbohren von Krankheiten vor. (H. v. Preen-Osterberg, Zeitschr. f. österr. Volksk., Wien 1909, S. 184). Es soll dort am ersten Freitag im Monat und zwar im abnehmenden Mond vor Sonnenaufgang erfolgen.

Mit diesem Verbohren von Krankheiten hängt auch folgendes zusammen: Wenn man im Stalle andauernd „Unreim“ (= Unglück) hat, so konnten auch gewisse Leute etwas dagegen machen. Hiebei wurden verschiedene Dinge im „Türg'richt“ des Stalles verbohrt. Die verbohrten Gegenstände wurden mit einem Stöpsel verschlagen und es ist dem Verfasser ein Stall bekannt, wo noch solche Verbohrungen sichtbar sind. Heute dürfte dieser Vorgang kaum mehr geübt werden (Ertl, Nieder-Oesterreich). Eine genaue Beschreibung des ganzen Vorganges, wie der Unreim im Stall durch sympathische Mittel behoben werden soll, gibt Schwarzbach in der Zeitschr. f. österr. Volksk., Wien 1897 (Zaubersprüche und Sympathiemittel von der ober-österreichisch-salzburgischen Grenze). Nach dieser Schilderung werden drei Kätzchen vom geweihten Palmbaum, ein Stück vom „Segenbaum“ (= Sadebaum), ein Kranel von der Osterkerze und etwas vom „Kühlkrautkranz“ verbohrt. Das „Kühlkraut-

kranzl" besteht aus Thymian und wird am „Prangertag" (= Fronleichnam) in der Kirche geweiht.

Vergl. Ilwolf, zur Volksk. d. Steiermark, Z. f. öst. Vk., 1897. v. Havorka-Kronfeld: Vergl. Volksm. I. 116 f, 250, 253. Fossel: Volksm. u. mediz. Abergl. in Steiermark, S. 160.

„Das Fieberabbeten"

wird folgendermaßen geschildert: Man betet am ersten Tag 9 Vaterunser (ohne „Amen" zu sagen), am nächsten Tag 8 und jeden Tag um 1 Vaterunser weniger. So verschwindet langsam auch die Krankheit. (Golling-Scheffau, Salzburg).

Vergl. v. Havorka-Kronfeld. Vergl. Volksm. I. 135 f. Höfler: Volksm. u. Abergl. in Oberbayern, S. 32 f.

Gegen den „T r a l l" = Tragsackverdrehung

wird folgendes angewendet: Man gibt der Kuh zwischen zwei Brotstückchen drei „Zeller Bildl" (Heiligenbildchen vom Wallfahrtsorte Maria-Zell), dazu drei doppelt gewachsene Kornähren und Eischalen von solchen Eiern, aus denen „Hendl" (= Kücken) ausgeschlüpft sind, und zwar am besten zwischen den Frauentagen. (Ertl, Nieder-Oesterreich). Es wird auch empfohlen, 9 Eier zu sieden und das zum Sieden verwendete Wasser der Kuh einzugeben (Salzburg).

Gegen das „F ü r t a u c h e n" = Scheidenvorfall

können gewisse Leute wenden. Der Wender benötigt hiezu einen Birkenast, der am Karfreitag abgehackt worden ist und welcher mit allerhand Hokuspokus auf den „Soachbam" hinter der Kuh aufgenagelt wird. Der ziemlich umständliche Vorgang muß zweimal wiederholt werden. Der Berichterstatter macht den Zusatz „Guat is's worden!". Man hat allerdings die Kuh rückwärts auch hochgebettet, was wohl nicht ganz so ohne war. (Neustift, Ober-Oest.).

Sympathetische Behandlung von Euterkrankheiten.

Von den außerordentlich zahlreichen volkstümlichen Heilmitteln bei Euterfehlern sollen nur einige erwähnt werden, bei denen es am meisten auf die Sympathie, d. h. auf den guten Glauben und am wenigsten auf die natürlich erklärbare Heilwirkung ankommt.

Gegen das „Loastigsein“ oder das „flüssige Euter“, im Innviertel auch „Gagol“ genannt, (Euterödem bei Kälberkühen) soll man einen Schuhleist in den Barren legen (Lungau). Aehnlich ist es, wenn im Oberpinzgau ein „Waschbloi“ d. i. ein hölzernes Gerät, welches zum Wäschewaschen verwendet wird, in den Barren gibt.

Wenn die Kuh „mauchin tuat“, bei „Milchmauken“ (= Euterentzündung), dann kommt neben allerhand „Hausmitteln“ auch das „Maukenabklauben“ in Anwendung. Es wird dies in Dorfgastein folgendermaßen geschildert: Die Kuh muß im Schatten stehen, man macht drei Kreuze über den Rücken und betet drei Vaterunser. Dann muß man über dem Rücken und dem Schweif entlang dreimal nach außen streichen und hiebei sagen: „Da geh'aus, loaß uns aus, o du schiacha Graus“ (Pongau).

Auch in Lungau wird erzählt, daß manche bei Kälberkrankheiten das Kalb neunmal mit einem Besen von vorne nach hinten über den Rücken abkehren und irgend einen Spruch hiebei hersagen. (Thomatal, Lungau).

Aehnlich ist das Mittel, welches Professor Dr. Winkler in seinem „Wegweiser f. d. Milchw.“, Wien 1925, S. 166 aus Kärnten erwähnt. Es soll dort gegen den Fehler der ranzig-salzigen Milch, gegen das sogenannte „Heinen“ Anwendung finden. Die Bäuerin muß hiebei vor Sonnenaufgang die Kuh mit einem neuen Besen abkehren und sprechen: „Heine sind neune, sind ja nicht neune, sind nur achte, sind ja nicht achte, sind nur sieben“ u. s. w. bis es zum Schluß heißt „Heine sind keine“.

Der Ausdruck „Heining“ oder „Heinig“ ist auch im Pongau und Lungau bekannt. Man spricht von einem „Kotheinig“ (unstillbarer Durchfall, schlechter Ernährungszustand trotz befriedigender Freßlust) und den „Holzheinig“ (Holzfressen, lecksüchtige Zustände, Mangelserscheinungen). Wenn im Lungau Kühe den „Heining“ haben, wenn sie „recht in der Haut stecken“ und trotz guter Fütterung nicht „besser“ werden wollen im Ernährungszustand, dann werden „Heinigwurz“ in die Haut vom „Goda“ (= Wamme) gesteckt, wodurch ein Abszeß künstlich hervorgerufen wird, der „das Schlechte“ aus dem Körper ableiten soll. Diese Theorie hat ja auch einmal in der Schulmedizin Geltung gehabt. Als „Heinigwurz“ dürfte die Nießwurz = Helleborus viridis in Betracht kommen. Sehr häufig werden die Wurzel der Nießwurz auch in die Ohrappen der Schweine gesteckt, um sie vor Seuchen und Krankheiten zu bewahren.

Man spricht in Oberösterreich und im Salzburger Flachgau von der „Schelmwurz“, in Niederösterreich von „Einzugwurz“, in Steiermark von „Güllwurzeln“ (Vergl. den Aufsatz von Tzt. Reichl: „Die Güllwurzeln, Der fortschr. Landwirt, Graz, Nr. 7, 1928). Unter „Schelm“ werden in Oberösterreich und im Salzburger Flachgau seuchenhafte Schweinekrankheiten verstanden. Es leitet sich das ab von der dämonistischen Auffassung der Viehseuchen, die unter dem Namen „Viehschelm“ personifiziert wurden. (Vergl. Höfler, Volksm. und Abergl. in Oberbayern, S. 28).

Nach Weslowski (Die Melksteine im rumänischen Volksglauben, Zeitschr. f. österr. Volksk., Wien 1908) werden bei den Rumänen von Natur aus durchlochte Steine zum Streichen von kranken Eutern verwendet. Dies scheint einen Zusammenhang zu haben mit den sogenannten „Drudensteinen“, das sind auch durchlochte Steine, die nach Mitteilung von Schulrat Adrian, Salzburg, früher mitunter an den Stallfenstern aufgehängt waren, zum Schutz von Seuchen und Verhexung. Im Salzburger Museum sind noch solche Steine zu sehen. Nach Grimm (D. Mythologie, Berlin 1875, I., 537) soll das Aufhängen durchlochter Steine zu Häupten der Pferde und am Haustor in England als Schutz wider Verhexung gelten.

Wenn man zwischen den Frauentagen (15. August bis 8. September) in der rechten Hand einen lebenden „Scherrn“ (= Maulwurf) zerdrückt, so kann die betreffende Hand durch das bloße Auflegen, z. B. Eutergeschwülste u. dgl. heilen (Koppl, Flachgau). Auch in Golling-Scheffau (Tännengau) wird das gleiche erzählt, mit dem Zusatz, daß man den erdrückten Maulwurf über die Achsel zurückwerfen müsse und sich nicht umsehen dürfe.

Vergl. Bavaria: Landes- u. Volksk. d. Königr. Bayern, München 1865, II. 320, III. 405. Nach v. Havorka-Kronfeld, vergl. Volksm. I. 312 war die Verwendung des Maulwurfes bei Heilgebräuchen schon bei den Römern üblich.

Die Beständigkeit des echten bäuerlichen Wesens und sein Hang zum mystischen Denken haben dazu beigetragen, daß derartige Heilgebräuche z. T. aus uralten Zeiten bis auf die heutige Zeit erhalten geblieben sind. Den Gedanken der Sympathie nennt Wuttke die Naturphilosophie des Volkes. Ueber die volkstümlichen Meinungen und abergläubischen Ansichten mit leichtfertigem Ab-

leugnen hinwegzugehen ist nach Wuttke „zwar sehr bequem und leicht, aber überaus ungründlich und unwissenschaftlich“. Wenn auch manches dem oberflächlichen Beobachter ungereimt und lächerlich erscheint, so läßt sich beim genauen Zusehen oft doch ein tiefer Sinn finden, der den volkstümlichen Anschauungen und Heilgebräuchen zugrunde liegt.

Das Rätsel der alten Steinkreuze.

Von Dr. K. Kuhfahl, Dresden.

Durch ganz Mitteleuropa, von den Grenzpforten Asiens im Kaukasus bis zum Atlantischen Ozean und den nordspanischen Gefilden begegnen wir den sogenannten alten Steinkreuzen. Plump und ungefüge, verwittert und beschädigt, ohne Inschrift und Jahreszahl, unbeachtet und vergessen, so stehen sie in Stadt und Land an Wegen und Dorfplätzen oder fernab von jedem regelmäßigem Verkehr in der bauerlichen Flur und in stiller Waldeinsamkeit. Weiterstreute Einzelfunde wechseln verschiedentlich mit häufigem Vorkommen; namentlich in Deutschland und den deutschsprachigen Gebieten der neuen tschechoslowakischen Republik, stehen sie zu vielen Hunderten, und die Gesamtzahl der mir bekanntgewordenen Standorte beträgt heute bereits mehr als Dreitausend. Nirgends weiß man Genaueres über Zweck und Ursprung. In geheimnisvoller Scheu meidet sie das Volk und dunkle Sagen von blutiger Tat laufen von Mund zu Mund.

Der erste literarische Hinweis auf diese uralten, rätselhaften Denkmäler stammt aus Sachsen vom Jahre 1797 und eine öffentliche Aufforderung zu ihrer Erforschung wurde im *Dresdner Altertumsverein* ausgesprochen. Tatsächlich hat aber erst im Jahre 1897 eine Oesterreicherin, Marie Eysn, in der Zeitschrift für Oesterreichische Volkskunde ein paar Dutzend Salzburger Steinkreuze mit allen äußerlichen Merkmalen und sagenhaften Anhängen veröffentlicht. Ihrem bahnbrechenden Beispiel folgte eine Reihe heimatliebender Männer aus allen Teilen Deutschböhmens, mit dem unermüdliehen Professor Franz Wilhelm an der Spitze und erst in weiterem Abstände fanden sich dann die zahlreichen Reichsdeutschen sowie vereinzelt Forscher in Frankreich und Spanien hinzu.

Eine unübersehbare Menge von Steinkreuzberichten, die nicht allein in kleinen und kleinsten heimatkundlichen Fachzeitschriften, sondern ebensooft in der Tagespresse und den kunstgewerblichen Sammelwerken des gesamten deutschen Sprachbereichs gesucht werden müssen, vermag heute als Ausgangspunkt für alle örtlichen oder allgemeinen Forschungen zu dienen; sie ist aber leider so tausendfach zersplittert und in ihren einzelnen Druckstücken so schwer zu beschaffen, daß sich mir schon vor einigen Jahrzehnten der Plan aufdrängte, diese wertvollen Forschungsergebnisse möglichst an einer Stelle zusammenzutragen und für eine einheitliche Karthotek des gesamten Steinkreuzbestandes auszuwerten, ehe der größte Teil davon wieder der Ver-

gessenheit anheimfällt. Neben dieser literarischen Fundgrube muß man sich freilich überall noch mit der unmittelbaren Nachsuche in der freien Landschaft oder der planmäßigen Umfrage bei den Ortsbehörden abgeben, denn mit ganz wenig Ausnahmen ist noch an keiner Stelle eine wirkliche Vollständigkeit erreicht. Lediglich für Sachsen scheint mir dies persönlich geglückt zu sein, denn meine Sammlung von 350 vorhandenen und verschwundenen Steinkreuzen, die der Landesverein Sächsischer Heimatschutz vor drei Jahren in Buchform mit 100 großen Abbildungen herausgegeben hat, ist trotz größter Anteilnahme aller Bevölkerungskreise bisher durch keinen weiteren Fund ergänzt worden.

Wenn ich nun versuche, die bisher von mir verzeichneten Bestände auf ihre Entstehung und Ausbreitung zu beurteilen, so möchte ich annehmen, daß wir den alten Mälern überall da begegnen, wo germanische Stämme während und nach der Völkerwanderung zeitweilig oder dauernd seßhaft gewesen sind. Das kann für die Steinkreuze in Nordspanien und an der bretonischen Küste, für schottische Inseln und skandinavische Hochländer ebenso gelten, wie für ganz Deutschland und den Südfuß der Alpen oder für vereinzelte Bergtäler des Kaukasus und die dazwischen liegenden Ländermassen Westrußlands. Auffällig dagegen will es mir erscheinen, daß — abgesehen von Salzburg — aus dem österreichischen Staatsgebiet von heute so gut wie keine Meldungen vorliegen und namentlich die Alpenübergänge als altbekanntes Kulturland nur mit dem allereinzigsten Steinkreuz beim Kilometerstein 18 der Brennerstraße vertreten sind.

Seit mehreren Jahren habe ich vergeblich versucht, durch Veröffentlichungen verschiedener Art, die Aufmerksamkeit der touristischen Alpenbesucher und der einheimischen Alpenbewohnerschaft auf das Erbe der Vergangenheit zu lenken, aber das Ergebnis blieb mit 2—3 Standorten in Tirol und in der Schweiz mehr als unbefriedigend. Unter Hinweis auf die charakteristische Form dieser alten Steinkreuze, die aus den Strichzeichnungen zu erkennen ist, möchte ich also nochmals bitten, bei künftigen Wanderungen, Radpartien und Autofahrten, auf diese unscheinbaren Zeugen deutscher Vergangenheit zu achten, und mir in Wort und Bild eine flüchtige Mitteilung über Standort, Größe, Gesteinsart, Inschrift, Wappenzeichnung und Volkssage des einzelnen Fundes zu geben.

Zwei niederösterreichische Weilmuseen.

Dr. Eug. Frischau f, Eggenburg.

In unserem Lande, wo die Museen wie die Pilze aus dem Boden schießen, beanspruchen die beiden in letzter Zeit entstandenen Weilmuseen in Krems und Klosterneuburg erhöhte Beachtung. Jahrzehntelang ist man an dem Weinbau unseres Landes, der wie kein anderes Gebiet das niederösterreichische Volk und die niederösterreichische Landschaft durchdrang und ihnen den spezifisch niederösterreichischen Stempel und das eigenartige Gesicht aufprägte, der zudem auch durch Jahrhunderte dem Lande den Reich-

tum verschaffte und dadurch Kunst und Kunsthandwerk befruchtete, fast achtlos vorübergegangen, während man z. B. in Deutschland durch Gründung der Weinmuseen in Speyer und Würzburg schon vor längerer Zeit der volkscundlichen, geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Bedeutung des Weinbaues Rechnung trug.

Beide niederösterreichischen Weinmuseen sind in ideal schönen Räumen untergebracht u. zw. in Krems, welches auch die Priorität für sich in Anspruch nehmen darf, im alten Dominikanerkloster, in Klosterneuburg in einer unterirdischen Säulenhalle des ehemaligen Frauenklosters.

In beiden Fällen muß anerkannt werden, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit reiche und interessante Bestände zusammengebracht wurden; es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß mit Ausnahme der Hauerwerkzeuge sämtliche Gebiete des Weinbaues im Kremser Museum weit zahlreicher und in charakteristischen Objekten vertreten sind als in Klosterneuburg, was umso mehr erstaunen muß, als Krems sich auf Niederösterreich beschränkt, während Klosterneuburg sogar überseeische Länder in sein Gebiet einbezieht und als weiters das Kremser Museum nicht dieselbe eifrige Förderung seitens der Behörden und offiziellen Stellen fand, die Klosterneuburg zuteil wurde.

In beiden Sammlungen ist die streng systematische Aufstellung zu loben, die auch den Laien sofort fesselt.

Das Hauptverdienst am Kremser Museum gebührt dem Studienrat und Stadtarchivar Dr. H a n s P l ö c k i n g e r, der, gefördert von dem Museumsverein und der Stadtgemeinde Krems, unterstützt von seinem unermüdlichen Sohne nicht nur jede freie Stunde, sondern auch wiederholt seine ganzen Ferien zur Sammeltätigkeit verwandte und staunenswerte Erfolge erzielte, die sich vom grünen Tisch aus nie erreichen lassen.

Ein übersichtlicher Katalog, der leider in Klosterneuburg fehlt, leistet dem Besucher gute Dienste.

In der Tat finden wir Alles auf Weinbau Bezügliche gut vertreten. Die Geschichte des Weinbaues und Weinhandels, Hauerinnungen, die Weingartenarbeit einschließlich der Lese, die Beziehungen zu verwandten Gewerben (Binder und Bildhauer), sowie zur Kunst, das Brauchtum der Winzer (Weingartenhüter, Weinhauertypen, Kellerszenen), Kellerwirtschaft und Weintrinken, kurz jedes Gebiet ist durch ganze Serien von schönen Objekten vertreten.

Als Prachtstücke möchte man das gesamte, überraschende Preßhaus mit der reich verzierten Stadtpresse von 1824 und seinen sonstigen Inhalt, die Zunftfahne der Kremser und Steiner Binder, ein Prachtwerk des Kremser Schmidt von 1778, einen künstlerischen Binderschlägel, herrliche Innungsstühlen, wundervolle Faßböden u. A. anführen.

An das Weinmuseum schließt sich eine reich ausgestattete schwarze „Hauerkuchel“, der in Bälde eine Hauerstube folgen dürfte, an.

Diesen Schätzen und dieser Reichhaltigkeit gegenüber tritt wohl das niederösterreichische Weinmuseum zurück, umso mehr, als zahlreiche Gegenstände Leihgaben sind, wie z. B. die schönen Stücke der Wiener Binderinnung und Andere.

Sehr reichhaltig ist die Sammlung der Weinberggeräte, bedeutend das urkundliche und geschichtliche Material, die Sammlung der Trinkgeschirre und -Gläser, sowie der Preßgeräte.

Im einzelnen sind die Sieveringer Hüter-Krone, die „Netterpresse“ aus dem Pulkauthal, das sechseckige Faß aus dem Schottenkeller, die alte Kopie der Poysdorfer Hauerinnungsfahne und besonders die Aufzeichnungen und Bilder über ehemalige Weinbaugebiete Oesterreichs hervorzuheben.

Mit Bedauern muß aber festgestellt werden, daß die Räume des Klosterneuburger Museums derart feucht sind, daß zu befürchten ist, daß der heurige Winter katastrophalen Schaden anrichten wird, wenn nicht die heikleren Gegenstände in Sicherheit gebracht werden.

Bauernadel und anderes Volkskundliche aus Theresienfeld.

Von Edwin Sohm, Oberlehrer in Theresienfeld.

Laut Ausweis der Pfarrmatriken und der Ortschronik leben folgende Bauernfamilien seit mehr als 100 Jahren auf demselben Hause:

Fandler	Nr. 10	seit 1779
Winkler	39	„ 1800
Lauermann	43	„ 1800
Lauermann	65	„ 1800
Taubländer	63	„ 1800
Haiden	61	„ 1813
Krachbichler	32	„ 1828.

Theresienfeld, eine Dorfgemeinde mit 1018 Einwohnern, gelegen an der Südbahn nächst Wr. Neustadt, ist eine Gründung der Kaiserin Maria Theresia aus dem Jahre 1768, also jener großen Kaiserin, deren 150. Todestag wir heuer feiern. Theresienfeld wurde von Tiroler Bauern besiedelt, von denen die meisten in der Gegend um Imst im oberen Inntale, im nordwestlich von Imst gelegenen Nassereith und im Pustertale zu Hause waren, es sollen im Ganzen über 30 Familien gewesen sein. Folgende noch hier vorkommende Familien sind zu jener Zeit aus Tirol hierher übersiedelt: Die Krachbichler (früher Krachbüchler; von „Krähe am Bühel“ d. i. am Hügel), Taubländler, Lauermann, Nitzlader, Kirchmaier, Auer und Lotter. So wie Fandler reicht auch der Name Schwarzott in Theresienfeld bis 1779 zurück. Während die Herkunft dieser Namen unklar ist, wissen wir von den obgenannten Winkler, daß sie aus Breitenau bei Neunkirchen stammen. Das bodenständigste Geschlecht sind jedoch die Haiden, wie schon die Ableitung dieses Namens von der „Haide“, wie das Steinfeld auch genannt wird, erkennen läßt. Haiden gibt es in Wr. Neustadt bereits seit dem 15. Jahrhundert und ist dieser Familienname heute noch daselbst sowie im Steinfeld überaupt stark verbreitet.

Theresienfeld hat in seiner kurzen Geschichte auch zwei berühmte Männer aufzuweisen. Der erste ist der Oekonomierat Bernhard Petri, der 1803 aus Zweibrücken in der bayrischen Pfalz einwanderte und in Theresienfeld sich auf Nr. 8 und auf Nr. 69 (dieser Besitz heißt heute noch der „Petrihof“), ankaufte. Im Jahre 1803 führte er aus Spanien die Merinoschafe nach Oesterreich ein; da aber ihre Ausfuhr in Spanien verboten war, erfolgte ihr Transport nach Oesterreich heimlicherweise auf Umwegen und unter großen Gefahren und Strapazen. Petri züchtete die eingeführten Merinoschafe in Theresienfeld, doch mußte wegen ausgebrochenen Seuchen, welche die Herden schnell dezimierten, die Zucht der Merinoschafe in Oesterreich wieder aufgegeben werden. Bernhard Petri war auch im Briefwechsel mit dem großen Reformator der deutschen Landwirtschaft, Albrecht Thaer (sprich Thär, ein Norddeutscher, lebte von 1752—1828), der sich unter anderm auch um die Förderung der Schafzucht sehr verdient gemacht hat. Bernhard Petri starb im Jahre 1853 zu Theresienfeld im 85. Lebensjahre. Seine Nachkommen leben heute noch als Besitzer in Theresienfeld.

Der zweite berühmte Theresienfelder ist der Feldmarschalleutnant Franz Freiherr von Uchatius, der 1811 im hiesigen Hause Nr. 33 geboren wurde. Er ist in der österreichischen Geschichte bekannt als der Erfinder der nach ihm genannten Uchatiusbronze zur Erzeugung von Geschützrohren. Wegen seiner Verdienste um die Neuschaffung des österreichischen Feldartilleriematerials (1875) wurde ihm vom Kaiser der Freiherrntitel verliehen. Weniger bekannt ist es, daß Uchatius auch die Petroleumlampe, die 1855 in Amerika erfunden wurde, wesentlich verbesserte. Uchatius starb 1881 in Wien. Das Geschlecht der Uchatius, eigentlich Ugazy, stammt aus Ungarn und kommt in Theresienfeld heute nicht mehr vor, wohl aber leben Nachkommen des Franz Freiherr von Uchatius heute noch im österreichischen Offiziersstande.

Theresienfeld, im Oktober 1930.

Literatur der Volkskunde.

Georg Schreiber: Nationale und Internationale Volkskunde. (Forschungen zur Volkskunde, Heft 4/5). Düsseldorf, L. Schwann, 1930. XII. u. 211 Seiten.

Der Umblick, den die vorliegende Schrift in knappem lebendig bewegten Vortrag vermittelt, ist ein außerordentlich beachtenswerter. Ein Forscher, der selbst mitten im geistigen Schaffen und in der großen Politik des Deutschen Volkes an der Volkskunde mitarbeitet, eröffnet hier seinem Kreis die großen Probleme, auf deren Feld die Öffentlichkeit positive Leistungen von der Volkskunde zu erwarten vermag. Die Fragen der Volkskunde als volkshafter Bewegung, getragen von „freiwilliger Hilfe“, Volkskunde im Verhältnis zu Kultur- und Sozialpolitik, die deutsche fachliche Forschungsgemeinschaft, die

Probleme des Auslandsdeutschtums, der internationalen wie der kirchlichen Volkskunde, der Sozialethik, pessimistischen und realistischen Volkstumswertung, der bäuerlichen und großstädtischen Volkskunde, der neueren Sozialauffassung, der Technik in ihrem Verhältnis zu unserer Wissenschaft, deren österreichische Entwicklung gebührend gewürdigt wird, klingen aus diesem Munde auch dem Volksforscher anders als ein akademisches esoterisches Antrittsbekennnis und bedeuten ihm richtunggebenden Antrieb. Im stofflichen sei auf die bemerkenswerten Beiträge zu Liturgie und Volksleben, (Exkurs über die Bartholomäuserkerze), die Heiligenpatronate, wie auch die Jugendbewegung betreffend, verwiesen. Mit feinem Bedacht ist die Theorie des Volkstums an den Schluß der Arbeit gestellt. Auch der Fachforscher wird ihr nach den Darlegungen neue Seiten abgewinnen.

A. H a b e r l a n d t.

Adolf Spamer: Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde. (Sächsisches Volkstum, Beiträge zur Volkskunde des Freistaates Sachsen und seine Grenzgebiete. Herausgegeben von Adolf Spamer und Albert Zirkler, Heft 1.) Verlag von Friedrich Brandstetter, Leipzig 1928.

Das vorliegende Büchlein gibt sich als eine allgemeine volkskundliche Einführung in die neuerschienene Hefreihe „Sächsisches Volkstum“. Die Ausführungen der vier Abschnitte sind zum großen Teil schon in früheren Aufsätzen des Verfassers enthalten, über deren einen: „Die Bedeutung der Volkskunde für die Gegenwart“ (Bayrischer Heimatschutz, Festschrift 1927) Referent sich bereits in dieser Zeitschrift XXXIII. S. 27 geäußert hat, wobei schon damals dem Befremden Ausdruck gegeben werden mußte, daß von den Arbeiten und Leistungen Oesterreichs auf dem Gebiete der Volkskunde und Volkskunst vollständig geschwiegen wird. Die Gelegenheit diese befremdliche sachliche Lücke auszufüllen, hat Adolf Spamer im vorliegenden Büchlein in seiner dort (S. 39—47) gegebenen Uebersicht über die volkskundliche Arbeitsleistung der europäischen Länder bedauerlicherweise neuerdings vorübergehen lassen. So müssen denn der Verfasser und die Leser seines Büchleins ausdrücklich daran erinnert werden, in welchem großem Umfang die volkskundlichen Kreise in der Wiener anthropologischen Gesellschaft (seit 1886) und besonders auch in dem 1894 gegründeten Verein für österreichische Volkskunde, namentlich auf dem Gebiet der sachlichen Volkskunde bahnbrechend gewirkt haben; ferner daß Oesterreich durch die Lebensarbeit Dr. Josef Pommer's und seiner Mitarbeiter auf dem Gebiete der Volksliedforschung und -Sammlung in gleichem Maße führend mit den bedeutendsten Erfolgen gewirkt hat und daß die großartige Sammeltätigkeit, welche die staatliche Volksliedkommission mit Erstreckung über das ganze Gebiet der ehemaligen österreichischen Monarchie seit mehr als drei Jahrzehnten entfaltet, ebensowenig totgeschwiegen werden darf. Mit Entschiedenheit muß auch der Behauptung Spamer's von der „alten Vorrangstellung Frankreichs auf dem Gebiete der Volkskunsthforschung“ (S. 43) widersprochen werden; wenn von einer solchen Vorrangstellung geredet werden soll, so darf sie Oesterreich und insbesondere das Wiener Museum für Volkskunde ohne Ueberheblichkeit für sich in Anspruch nehmen, wie dies auch von allen kompetenten Beurteilern in Deutschland, der Schweiz, den skandi-

navischen Ländern einstimmig anerkannt worden ist. Zu diesen Feststellungen fühlte sich Referent gegenüber einen hervorragenden deutschen Fachkollegen, von dem man Kenntnis und Wertung der volkskundlichen Arbeit Oesterreichs erwarten dürfte, ausdrücklich verpflichtet.

Prof. Michael Haberlandt.

Ad. Helbok: Aufbau einer deutschen Landesgeschichte aus einer gesamtdeutschen Siedlungsforschung. (Schriften zur deutschen Siedlungsforschung H. I.), Dresden, W. u. B. v. Baensch-Stiftung 1925. 31 Seiten.

Das programmisch vor einem Lustrum herausgegebene Schriftchen vermag heute schon an mancherlei Ergebnissen gemessen zu werden, die es anbahnen half. Das sind, überschaut man die Bestrebungen der Kulturbodenforschung, die Schriftreihe „Deutschum und Ausland“ und die Arbeiten der Notgemeinschaft, die zu einem Atlas der deutschen Volkskunde sich verdichten, nicht wenige. Wir verzeichnen allenthalben kulturkundliche Erweiterung der Geschichtswissenschaft, die ihr neue Erkenntnisgrundlagen schafft, für die die vorliegende Arbeit die Begriffe Natur- und Kulturlebenslagen einführt. Der Volksforscher wird es von seinem Standpunkt aus besonders begrüßen, wenn aus all dem die Würdigung der organisch gewordenen Lebenskreise hervorgeht, die als bewährte Daseinsformen des Volkes ihm zum Heile den ruhenden Pol in so mancherlei Haupt- und Staatsaktionen abgeben haben. Dinge, die schon der Vater der neuzeitlichen Volkskunde erschaut und die diese nun wissenschaftlich zunehmend auszubauen vermocht hat.

A. Haberlandt.

Adolf Günther: Die Alpenländische Gesellschaft als sozialer und politischer, wirtschaftlicher und kultureller Lebenskreis. Mit Beiträge zur Methodenlehre der Sozialwissenschaften. XXII und 676 S. 1 Karte (Jena, Gustav Fischer, 1930.)

Der Volksforscher wird sich von dem Buche ebenso lebhaft angeregt finden, wie ihm die methodologisch breitere Art des Einbaus der lebendig erschaute alpenländischen Gesellschaft in die Theorien der Sozialwissenschaften umständlicher erscheint, als vom Problem gefordert. Kulturgeographisch behandelt Verf. zuvörderst und inhaltlich am geschlossensten das Gebiet des ungeteilten Tirol und der Schweiz; Innerösterreich von den außerschweizerischen Westalpen nicht zu sprechen, wird weniger in Betracht gezogen. Im ersten dem sozialen Lebenskreis gewidmeten Hauptstück werden die Grundlinien einer mit Bedacht ungeschichtlichen, darum aber geschichtliche Verhalte nicht außer Acht lassenden Methodik entwickelt. Den Volksforscher wird, abgesehen von der allgemein anthropologischen Orientierung, die Stellungnahme zur alpenländischen Gesellschaft als „Organismus“, das Problem von „Stand und Klasse“, „Recht und Gesellschaft“, „Führer und Masse“ und die „Nachbarschaft in den Alpen“ näher zu beschäftigen haben, um allgemeinen Schätzungen und Wertungen gehaltvolle Grundlagen zu geben. Für die Bevölkerungsfrage wird künftig die Konstitutions- und Konditionsforschung gerade in der alpinen Umwelt ein entscheidenderes Wort mitzu-

sprechen haben, als die vom Verfasser mit Recht nicht überschätzte Rassenfrage. Steht zu dem vortrefflich durchgearbeiteten Abschnitt über den „politischen Lebenskreis“, der auch kulturgeographisch das Alpenzange einheitlicher erfaßt, dem Volksforscher ein sachliches Urteil nicht zu, so scheint ihm in der Struktur des im folgenden abgehandelten „Wirtschaftskreises“ das Problem der unterschiedlichen Bewirtschaftung des Bergsegens gerade in unseren Ostalpengebieten doch eine gründlichere Beachtung vonnöten zu haben. Es liegen in den Schurfen in Schwaz und im Gasteiner und Rauriser Tal mit kapitalistischer neben patriarchaler und landesherrlicher Bewirtschaftung und ebenso in der auch ständisch bedeutungsvollen Betriebsamkeit der Eisenwurzeln in Innerösterreich so bezeichnend in der alpinen Umwelt ablaufende Wirtschafts-Bewegungen vor, daß hier nur eine umsichtige Erfassung aller Erscheinungen Klarheit bietet. Dem hätte weiters die Entwicklung der Salinenwirtschaft zur Seite gestellt zu werden. Mit beiden ist auch das Problem des alpenländischen Verkehrs aufs innigste verknüpft. Der Abschnitt über den Kulturkreis in den Alpen sucht im wesentlichen den religiösen Gruppierungen im geistigen Leben und der Blüte gesellschaftlicher Kultur in Literatur und Kunst gerecht zu werden. Soll es dem Referenten, der den Begriff Lebenskreis wie er glaubt als erster in der Ethnologie ertragreich eingeführt und durchgesetzt hat, verstattet sein, zur Anwendung desselben für Gesellschaft, Kultur und Wirtschaft im allgemeinen sich zu äußern, so sollte diesem Begriff als Forschungsthema seine Vielfältigkeit als ein Kreis des Erlebens der durch eine Menschheitsgruppe organisch arbeiteten Kulturfunktionen bis zu einer in Generationen sich bewährenden Lebensform als oberste Einheit gewahrt bleiben. Ratzels analytischer und öfter spekulativ gehaltloser Betrachtungslehre steht der Lebenskreis dann als ein Postulat synthetischer Erfassung dieser Lebensform bis zu wissenschaftlich vertieftem Nacherleben gegenüber. In diesem Sinn bedeutet die Problemstellung der vorliegenden Arbeit zweifelsohne einen erheblichen Gewinn der Volkswirtschaftslehre, der durch Ausbau nach der volkskundlichen Erkenntnisrichtung hin inhaltlich wie an Gewicht noch gesteigert zu werden vermöchte.

A. H a b e r l a n d t.

Niederösterreichische Volkslieder und Jodler aus dem Schneeberggebiet, gesammelt von Karl Kronfuß und Alexander und Felix Pöschl, Wien und Leipzig, Universal Edition A. G. 1930; Preis S 1.70 = Mk 1.—.

Die Volksliedersammlung Niederösterreichs blickt auf eine verhältnismäßig lange Geschichte zurück. In den Jahren um 1800 sammelten im südlichen Niederösterreich Ziska und Schottky und boten ihr Sammelgut in den 1819 in Pesth erschienenen „Oesterreichischen Volksliedern“ dar. Im gleichen Jahre wurden in den Ländern des österreichischen Kaiserstaates von Regierungswegen die Volkslieder und Tänze gesammelt und der niederösterreichische Teil dieser Sammlung ist der stattlichste unter allen Ländern. Endlich ruhen in dem reichhaltigen Archive des Volkslied-Arbeits-Ausschusses für Wien und Niederösterreich eine stattliche Anzahl von Aufzeichnungen, welche fleißige Sammler beigesteuert haben. Im südlichen Niederösterreich sammelten Kronfuß und die Gebrüder Pöschl und hatten das seltene Glück, ganz besonders wertvolle Volksgesänge zu finden. Gleichsam als Andenken an

den ersten Vorsitzenden des niederösterreichischen Arbeitsausschusses, Hofrat Karl Kronfuß, erscheint jetzt diese kleine Auswahl aus dem Sammelgute. Den 25 Gesängen geht eine Einleitung voraus, die Felix Pöschl in wahrhaft Adalbert Stifterischer Einfachheit verfaßt hat. Es sind meist kurze Liedchen im mehrstimmigen Volkssatz, für dessen genaueste Aufzeichnung sich besonders Alexander Pöchl bemüht hat. Ein einziges Lied, die meisterhafte Schilderung der Schildhahnjagd, ist einstimmig in einer Art, die jede Begleitung durch andere Stimmen oder durch Gitarre ausschließt. Es ist rein einstimmig erdacht und gleicht durch sein Verleugnen der harmonischen Grundlage ganz den altdeutschen Liedern. Die anderen Lieder weisen eine ganz besondere Dreistimmigkeit auf. Die Hauptstimme liegt in der Mittelstimme, eine Stimme überschlägt, eine singt darunter, aber alle drei sind, wie dies bei Jodlern charakteristisch ist, durchaus selbständig. Dadurch entstehen Harmonien, die zu hören man im Volksgesang nicht gewohnt ist. Dazu kommt noch, daß viele Stimmen Melodiensprünge, weite Tonschritte aufweisen, die sonst nur für das ältere niederösterreichische Volkslied eigentümlich sind und bei Ziska und Schottky zu finden sind. Sextensprünge aufwärts und abwärts (Nr. 4), Septimen abwärts (Nr. 8), ja sogar ein Dezimensprung in Nr. 6 geben den Liedern ein besonderes Gepräge. Ja es scheint uns, als ob die Landschaft, die steilen Felsenwände, die Berge und Abgründe sich in diesen Liedern widerspiegeln würden, besonders wenn man die Lieder des Flachlandes der Melodie nach damit vergleicht.

Wir haben es hier mit einer musikalisch und textlich gleich hochstehenden Ausgabe (für die sprachliche Durchsicht zeichnet Dr. W. Steinhäuser) zu tun, welche die Vorzüge der „Kleinen Quellenausgabe“, in deren Rahmen sie erschienen ist, deutlich vor Augen führt. Raimund Zoder.

Landschaftliche Volkslieder, 24. Heft. Gottscheer Volkslieder mit Bildern und Weisen. Herausgegeben vom deutschen Volksliederarchiv. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1930, 96 S. Geh. RM 2.40.

Das Gottscheer Volkslied zeigt deutlich eine Trennung in zwei Gruppen: die eine, größere, umfaßt die Lieder, die schon seit Jahrhunderten, manche vielleicht schon seit der Einwanderung in der Mitte des 14. Jahrhunderts, in der Sprachinsel gesungen werden; die andere jene Lieder, welche erst in jüngster Zeit eingedrungen sind. Während diese fast immer in der Schriftsprache gesungen werden, bedient man sich bei den alten Liedern der Mundart. Vielfach kommen Redewendungen vor, deren man sich in der gewöhnlichen Sprache nicht mehr bedient. Immer wieder finden wir als Einleitung die Wendung „Wie früh ist auf“. Alte Formen, zwei- oder dreizeilige Strophen, herrschen vor — nur ein Fünftel der Lieder der vorliegenden Sammlung weist einen anderen metrischen Bau auf. Es wird dadurch dem Liede ein feierliches Gepräge gegeben, durch welches es über den Alltag gehoben wird. Und in dieser Weise werden auch die Lieder aufgefaßt; festlich erhobene Stimmung ergreift den Gottscheer, wenn er seine alten Balladen singt.

Das Heft wurde vom Deutschen Volksliederarchiv in Freiburg i. Br. zusammengestellt und der Sprachinsel anlässlich der 600-Jahr-Feier gewidmet. Die meisten der Lieder, der Sammlung Tschinkel entstammend, sind zum

ersten Mal veröffentlicht. Leider ist es nur ein Bruchteil des herrlichen Liederschatzes der Gottscheer. Die hübschen Bilder, Gottscheer Landschaften darstellend, sind von Michael Ruppe, einem Gottscheer Künstler, gezeichnet.

Karl Horak.

Deutsche Volkstänze, Heft 5/6. Die sudetendeutschen Volkstänze, 3. und 4. Teil. Herausgegeben von Oswald Fladerer. Im Bärenreiterverlag zu Kassel, 1930. 32 Seiten. Geh. RM 1.80.

Das Heft enthält 20 sudetendeutsche Volkstänze. Eine ganze Anzahl von ihnen sind auch bei uns, wenn auch unter anderen Namen bekannt. Schustertanz, Rutsch hin (-Strohschneider), Schirmerdorfer (-Siebenschnitt), Kuhländer Dreher und Wischauer Schottisch (-Boarischer), Woaf (-Schottisch), werden mit kleinen Abweichungen auch in den Alpen getanzt. Sogar der Friedrich Sinke, den Fladerer für einen nur schlesischen Tanz hält, läßt sich in einer sehr ähnlichen Form als Maxberger aus dem Bayrischen- und Böhmerwald belegen. Bemerkenswert ist der Reichtum der deutschen Grenzlandschaften des Schönhengstgtaus, des Kuhländchens und der Bielitzer Sprachinsel an Dreiertänzen (1 Bursch mit 2 Mädchen), den ich sonst noch in keiner Landschaft antraf, Vorarlberg vielleicht ausgenommen. Große Fertigkeit verlangen der Große Stets und das Mineth, die beide wohl Reste des Menuetts der Gesellschaft sind. Noch einige Worte über den „Nordböhmischen“. Wenn man den Tanz genauer betrachtet, so steigt einem der Verdacht auf, daß dies doch kein echter Volkstanz sei. Es riecht so'n bischen nach Tanzerneuerung. Und in der Tat kann man in der Zeitschrift „Der Volkstanz“, 4. Jahrgang, S. 7 lesen, daß die Zusammenfassung und Neubearbeitung von Fritz Hugo Hoffmann stammt und seit 1920 durch Wandervögel, Singwochenteilnehmer unter anderem verbreitet wird. Weiters ersieht man, daß die einzelnen Teile des Tanzes aus dem Riesengebirge überliefert sind. Dadurch, daß man diese Stücke zusammenkleisterte, entstand nun nicht jene „wohlgestaltete Einheit“, wie in der Bemerkung zu diesem Tanz hervorgehoben wird. Mag man auch, wie eben Fritz Hugo Hoffmann, den Unterschied zwischen Volkstanz und Kunstanz leugnen (Zeitschrift Die Singgemeinde, 3, S. 87 f.) und bezüglich des Werts oder Unwertes der Tänze eine Typenreihe aufstellen — der Nordböhmische gehört wohl zu Typus F, „bewußte Nachahmung des Volkstanzes, Begeisterung größer als Geist“ (a. a. O., S. 90) — solch ein Flickwerk wird man nie als Volkstanz betrachten können.

Eine Anzahl der Tänze ist erstmalig veröffentlicht. Bezüglich der Beschreibungen wäre zu wünschen, daß der verwendete Tanzschlüssel, der nur im ersten Heft der Sammlung enthalten ist, auf einem eigenen Bogen gedruckt und jedem Heft beigelegt wird.

Karl Horak.

Franz Moissi: Obstbäume und Volkstum (Obstbau-Bücherei, Band 2). Agrarverlag, Wien, 1930.

Was im volkstümlichen Dasein mit dem Menschen lebt und mit ihm in dauernder Beziehung steht, ist von Brauch und Sitte, von Dichtung und allerlei Gläuben und Aberglauben dicht umspinnen. So das Haus und alle seine Heimlichkeit, so der Garten, das Hausgetier und so nicht zuletzt auch

Im vorliegenden Büchlein ist in sehr ansprechender Art die Fülle volkstümlicher Ideen und Bräuche, die der Volksgeist mit Obst und Obstbäumen verbindet, nicht trocken aufgezählt, sondern mit zahlreichen Proben gewürzt vor dem Leser ausgebreitet. Der Verfasser hat aus der volkskundlichen Literatur mit Fleiß geschöpft, wenn auch natürlich auf Vollständigkeit kein Anspruch erhoben wird. Dem Agrarverlag gebührt für die hübsche Gabe bester Dank.

Prof. M. Haberlandt.

Dr. H. Güttenberger — Fr. Bodo: Wirtschaftskarte von Niederösterreich (Freitag und Berndt, Wien, 1929).

Die neu erschienene Karte wird nicht nur dank ihrer klaren durchaus übersichtlichen und leicht faßbaren Zeichnung im Unterricht Entlastung und Erweiterung der Gedächtnisarbeit zur Denkarbeit ermöglichen, sie bietet auch jedweder Kulturforschung, nicht zuletzt der Volksforschung höchst willkommene Unterlagen zur Erfassung der Grundformen der Wirtschaft. Mit den Fixpunkten Budweis—Auspitz—Preßburg—Kapuvar—Lockenhaus—Bruck a. Mur—Steyr—Linz umfaßt die Darstellung ein erhebliches Gebiet auch außerhalb der Landesgrenzen und bietet so anregende Vergleichsmöglichkeiten für die unterschiedlichen Arten der Bodennutzung, die gerade im nieder- und oberösterreichischen Westen die formenden Kräfte der Siedlungsarbeit klar gegenüber der beharrenden Landschaft hervortreten lassen. Der Karte ist auch ein ergänzendes Heft beigegeben.

Fritz Bodo: Neue Beiträge zur Landschafts-, Wirtschafts- und Kulturkunde der Heimat. 64 S. 2 Karten, 1 Tabelle (Wiener Neustadt, Selbstverlag 1930).

Leitfaden wie der vorliegende bedeuten eine so hohe Stufe erdkundlicher Unterrichtsmethode, daß Vorkriegsschüler wie der Ref. daran selber noch gerne nachholen. Mit Genugtuung wird der Kulturforscher in dem Wegweiser für das Schrifttum die Kartenarbeit von K. Gerlach über Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke im Sinn von H. Günther angemerkt finden. Jeder von den vielen, die so gern an Rassenfragen ihren Witz üben, greife mit kritischem Besinnen nach ihr. Die Wirtschaftskarten zeigen vortreffliche Signaturen für die Industrien, weniger glücklich scheint uns die Anwendung der Diagramme für die Landwirtschaft, die nur in flächenhafter Anschaulichkeit wie auf der obigen Karte zur wahren Geltung gelangt.

A. Haberlandt.

Josef Ringler: Schmiedeiserne Grabkreuze. Eine Auslese vom Ausklang der Spätgotik bis zum Empire. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, 1931.

Es ist wirklich eine erlesene Auslese von Werken der volkskundlichen Schmiedekunst, die uns dies schöne Werk auf 96 prächtigen Bildtafeln vorführt und durch einen gehaltvollen kunstgeschichtlichen Text erläutert. Derselbe behandelt den Bilderstoff in den Abschnitten „Friedhofskultur“ „Vom Stil in der Schmiedekunst“ „Die stilistische Entwicklung des Grabkreuzes“ in ausgezeichnet sachkundiger Weise. Es ist zu hoffen, daß durch dieses die Fruchtbäume, die jahraus jahrein den willkommenen Obstsegen spenden.

Werk der bereits in weiteren Kreisen erwachte Sinn für die Schönheit und den Stimmungswert der schmiedeeisernen Grabkreuze neue Impulse erhält und daß die Verwendung derselben als sinniges Erinnerungsdenkmal wenigstens in den Landfriedhöfen, wo solche oft noch zu Dutzenden halb verrostet im Winkel lagern, wieder mehr und mehr in Aufnahme kommen.

Prof. M. Haberlandt.

Deutsche Volkskunst. Herausgegeben von Reichskunstwart Edwin Redslob, Band XI. Pommern. Text und Bildersammlung von Fritz Adler. Mit 214 Bildern. Delphin-Verlag, München.

Die überaus verdienstliche orientierende Sammlung „Deutsche Volkskunst“, über deren bisher erschienene 10 Bände in dieser Zeitschrift XXXI, S. 24 ff, XXXII, S. 17, XXXIII, S. 147 und XXXV, S. 20 f. mit hoher Anerkennung berichtet worden ist, erfährt mit vorliegender, der Volkskunst Pommerns gewidmeten Veröffentlichung, neuerlich eine sehr erwünschte Bereicherung. Die Volkskunst ist, wie der Verfasser feststellt, in Pommern bis zur Zeit vor dem Kriege fast völlig unbeachtet geblieben. Erst seit der Neugründung einer größeren Anzahl örtlicher Heimatsmuseen ist auch in Pommern während des letzten Dezenniums die Aufmerksamkeit auf die bis dahin noch erhalten gebliebenen Erzeugnisse der Volkskunst gerichtet worden. Die Volkskunst hat sich daselbst in einigen inselartigen Gruppen entwickelt und neben der grenzenlosen Weite des landschaftlichen Raumes ist für die Artung, der pommerischen Bevölkerung auch das ungünstige rauhe Klima von Bedeutung. Das freie Bauerntum, das aus eingewanderten Niedersachsen-, Westfalen-, Niederländern- und Flamenkolonien über einer ursprünglichen slawischen Ansiedlungsmasse im Mittelalter hervorgegangen war, geriet seit dem 17. Jahrhundert in eine Leibeigenschaft, die seinen Wohlstand und seine innere Kraft allmählig fast völlig vernichtete. Schwerfälligkeit und Gedrücktheit, aus solchem äußern Schicksal hervorgegangen, haftet dem Charakter des Pommern und seiner Geistigkeit und so in gewissen Zügen auch seiner Volkskunst an. Wie schon oben bemerkt, finden sich in Pommern nur einzelne inselartig über das ganze Land verstreute Gebiete mit volkskünstlerischer Kultur. Das Küstengebiet hat bei aller Differenziertheit der einzelnen Teile früher einmal wahrscheinlich eine kulturelle Einheit gebildet, die sich mit der Grenze des altsächsischen Bauernhauses decken dürfte. Ein weiteres mehr selbständiges Gebiet stellen die Kaschubei und im Süden der Provinz der Weizacker dar. Als ein weiteres Merkmal der Pommern'schen Volkskunst wird vom Verfasser ihre Abgeschlossenheit gegenüber den Einflüssen der städtischen Kultur hervorgehoben. Um nun in Kürze auf den reichen Inhalt des XI. Bandes einzugehen, so ist die Anlage desselben derjenigen der früheren Bände gleichlautend. Der von Fritz Adler mit liebevollem Verständnis verfaßte Text behandelt nach der das Volkstum und die Volkskunst Pommern's im allgemeinen schildernden Einleitung Siedlung, Kirchen- und Hausbau, Hausrat, Tracht, Textilien und Schmuck, das Arbeitsgerät, und schließlich was sich in Sitte und Brauchtum, sowie im religiösen Leben an volkskünstlerischen Aeußerungen vorfindet. Die Bildersammlung (214 Abbildungen) ist besonders reichhaltig ausgefallen und wie in allen früheren Volkskunstbänden von tadelloser Ausführung. Prof. M. Haberlandt.

H. Bröckmann-Jerosch: Schweizer Volksleben. Sitten, Bräuche, Wohnstätten. 144 S. 268 Abb., 8 Tafeln. (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1931.)

Mit einer Reihe von Mitarbeitern hat der Herausgeber nun auch den zweiten Teil eines ebenso schönen wie eindrucksvollen Bilderbuches der Schweiz herausgebracht, das auch dem Fachforscher viel Neues zu sagen hat. In zart und klar umrissenen Bildern versteht er im Text jede Landschaft gleichsam aus der Vogelschau zu zeichnen, wobei sich aus der Reihe: Innersehweiz, Wallis, Genfersee und Waadtland, Jura und Baselland als besonders charaktervoll das Wallis und der Jura hervorheben lassen. Prächtig auch die Bilder vom Holztragfest in Löttschen, volkskundlich außerordentlich bemerkenswert sind auch die kopfförmig ausgeschnittenen Totenbretter in Löttschen, das Beinhaus bei Brieg mit seinen vielgestaltigen Votivgaben und die sachkundigen Schilderungen von Hauswesen und Kleinindustrien, die für das Gedeihen des Schweizervolkes vorbildliche Grundlagen abgegeben haben. Auch das Gemeinschaftsleben mit seinen Festbräuchen und Spielen kommt zu erfreulicher Geltung.

A. Haberlandt.

Anny Schantroch und O. Raschauer: Flechten und Weben. (Bücherei „Gestaltende Arbeit“, Herausgegeben von R. Bothe. Heft 7—9.) 77 S. 34 Abb. 20 teilweise farbige Tafeln. Deutscher Verlag für Jugend und Volk. Wien, 1929.

Ziel und Absicht des vorliegenden Büchleins erläutert der Titel selbst. Der Volksforscher wird mit Genugtuung aus der Einleitung die Anerkennung der erziehlichen wie auch praktischen und wirtschaftlichen Werte von Handfertigkeiten entnehmen, die zur alten Volksübung unserer wie kulturell verwandter Länder zählen. Die Webvorbilder zeigen deutlich die Anlehnung an altes norddeutsches und skandinavisches Hauswerk der Frauen. Das Weben mit dem Kamm, dem Bandwebestuhl sowie die Brettchenweberei sollen ebenso schulmäßige Geltung gewinnen wie Perinähen und Perlweben, das vorzüglich bei den Rutenen eine ganze Reihe anregender Vorbilder zu finden vermag. Das Flechten von Borten wird nur in einfacher Zopftechnik vorgeführt. Der Volkskunde hätte hier für elastische Bänder, Gürtel und Netzhauben das Flechten ohne Knoten mit laufenden Maschen entlehnt werden können, wie es L. Schinnerer seinerzeit (Zeitschr. f. österr. Volkskunde I, 172) erläutert und dargestellt hat. Möge das Büchlein zur Erweckung dieser und anderer Techniken das Seine beitragen.

A. Haberlandt.

Sammlung lateinischer Klassiker: Des Titus Livius Römische Geschichte. In Auswahl herausgegeben von Dr. H. Jungwirth. Oesterr. Bundesverlag, Wien, 1928.

Römische Urgeschichte, Hanibal und Rom ergeben den Hauptteil der Ausgabe, der mit kulturgeschichtlichem und volkskundlichem Bedacht eine Auswahl kurzer Lesestücke angeschlossen wurde, die den Lehrern unserer Jugend an den Mittelschulen angelegentlichst empfohlen sei. Die Boier überziehen den Schädel des getöteten Konsuls Postumius mit Gold und machen daraus ein Tempelgefäß, die sog. Einnagelung, der Angang, die Prodigien,

Sühnungen, ver sacrum, lustratio, Spiele, Einführung fremder Kulte sind solche als Stundenpensum leicht zu erledigende Stücke, um nur einiges aus dem Inhalt anzuführen, die dem angehenden Lateiner wohlgerundet die seelischen Urgründe eröffnet, aus denen die klassische Zivilisation emporgewachsen ist.

A. H a b e r l a n d t.

K. Moszynski: *Kultura Ludowa Slowian. Cz. I. Kultura materjalna* 710 S., 21 Karten, 1138 Abb. Polnische Akademie der Wissenschaften, Krakau, 1929.

Mit außerordentlichem Fleiß und mosaikartiger Genauigkeit ist hier vom Verfasser ein Bild der materiellen Kultur der Slawen ausgearbeitet worden, das auch dem fernerstehenden Leser durch die systematisch zusammengetragenen Bilder klar wird. Ein Eingehen auf den Text im einzelnen ist dem westeuropäischen Leser mangels jeglicher Zusammenfassung in dieser oder jener Weltsprache — das Deutsche hätte sich aus kultur-geographischen Gründen wohl zunächst empfohlen — nur möglich, wenn er das Polnische beherrscht. Die Anordnung des Stoffes folgt im wesentlichen den Grundsätzen, wie sie in Anlehnung an die ethnologische Fragestellung für Europa vom Referenten, von Sirelius für Finnland — sein wertvolles Werk ein finnisches Dornröschen der Forschung wie dieses ein polnisches — und von Zelenin für die Ostslawen angewendet wurden. Technologisch scheint die vorliegende Arbeit noch gründlicher durchgearbeitet, kulturgeographisch und, im Sinne der Erfassung von Lebenskreisen dagegen weniger synthetisch erschaut wie seine Vorläufer, zu denen es auf jeden Fall aber eine sehr gediegene und gehaltvolle Ergänzung bietet. Es sei hiebei besonders auf die Darlegungen über die Tierfallen, die Pfluggeräte, die Handfertigkeiten in Häus- und Dorfwerk, über Kleiderschnitt und Hausbau, insbesondere auch die Dachkonstruktion verwiesen.

A. H a b e r l a n d t.

Imeroni Amerigo: *Piccole Industrie Sarde.* Bestetti, Milano, 1928. 163 Seiten (davon 93 Bildseiten.)

Die Ente Nazionale per le Piccole Industrie beginnt ihre Serie von Monographien aus den einzelnen Landschaften mit deren abgelegensten und daher eigenartigsten. Von den 92 guten Bildern zeigen fast alle die Erzeugnisse bodenständiger Kleinkunst des Hirtenvolkes: altertümlich, oft originell in den Motiven, primitiv in den Werkzeugen, gediegen im Stoff, der meist auf der Insel selbst gewonnen wird. Sie spiegeln deren Geschichte: Anklänge an die Muster vorgeschichtlicher Funde, byzantinische, toskanische, aragonesische Einflüsse; bei dem in Knötchenweberei hergestellten Teppich S. 126 zeigt sich arabischer Einfluß, zu mindestens in den Löwen. Schon in vorgeschichtlicher Zeit war das Taubenmotiv beliebt; es kehrt stilisiert, gleich dem des Hirsches, oft wieder. Auf dem Polster S. 136 sehen wir in Kreuzstich den sardischen Volkstanz.

P r e t t e n h o f e r.

Tätigkeitsbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1930.

In stetiger Fortführung und Erweiterung der dem Verein und Museum für Volkskunde gestellten Aufgaben verlief das Berichtsjahr, wie die letztvorangegangenen, mit durchaus befriedigenden Erfolgen. Ihr seit der Gründungszeit stets festgehaltener und bewährter Charakter als der einer zentralen volkskundlichen Arbeits- und Forschungsstätte konnte nach mehreren belangreichen Richtungen weiterhin befestigt und ausgebaut werden. Die Begründung der österreichischen Volkskunstkommision, der die berufensten Fachmänner Wien's wie sämtlicher österreichischer Länder mit dem Versprechen eifriger Mitwirkung beigetreten sind, wie der wesentliche unserer Museumsleitung zugefallene Arbeitsanteil an der Verwirklichung eines großen volkskundlichen Unternehmens, wie es der in Vorbereitung befindliche „Atlas der deutschen Volkskunde“ darstellt, sind besonders in dieser Hinsicht anzuführen. Aber auch die eigensten Aufgaben unserer Vereinigung und unseres Museums haben uns in immer häufigere und engere Berührung mit weiter gezogenen Kreisen der Bevölkerung gebracht. Stetig verstärkt und verbreitert sich so in erfreulichem Maße die Grundlage, auf der unsere wissenschaftliche und volksbildnerische Arbeit fußt.

Unser wissenschaftliches Vereinsorgan, die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, deren 35. Jahrgang im verflossenen Jahre herauskam, brachte neben wertvollen Beiträgen von Dr. L. Weiser-Aall, Hofrat Dr. E. Prettenhofer, Prof. Heinrich Jungwirth, Dr. Rudolf Kriss, J. Manninen, Gisela Mayer-Pitsch u. A. besonders auch den neuen ausführlichen „Führer“ durch die Sammlungen unseres Museums, den der Direktor Prof. Dr. Arthur Haberlandt in mehrmonatiger Bemühung ausgearbeitet hat. Er liegt nunmehr auch in Sonderausgabe, mit 24 Bildtafeln ausgestattet, zum Gebrauch des Besuchers auf. Derselbe trägt nicht nur dem im Verhältnis zu dem Bestand bei der Museumseröffnung 1920 vielfach geänderten Bild der gesamten Sammlungen in allen Stücken Rechnung, sondern er bemüht sich zugleich dem Besucher durchwegs eine volkskundliche Belehrung über den ganzen großen Museumsstoff zu bieten. So wird diese mühevollte Arbeit dem Museum für Volkskunde und seinen Besuchern erhofftermaßen Nutzen in reichem Maße bringen. Insbesondere in der Hand des Lehrers bei den Schulbesuchen wird er sich sicher sehr ersprießlich erweisen. Für die Drucklegung des neuen Führers und seine stattliche bildhafte Ausstattung gewährten Spenden der „Deutsch-Oesterreichische Wissenschaftshilfe“ und der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie, sowie die kostenlose Beistellung von Bildstöcken durch Herrn Kommerzialrat A. Krampolek willkommene Beihilfe. Allen Spendern sei hier auf das Verbindlichste gedankt. Auch das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie hat dankenswerter Weise eine Reihe älterer Druckstöcke von Gegenständen dem Museum für Volkskunde zur Verfügung gestellt.

Zur Begrüßung der Teilnehmer an der gemeinsamen **Tagung der österreichischen und deutschen Geschichts- und Altertumsvereine** im September 1930 gab der Verein eine Festschrift heraus, die den Mitgliedern der volkskundlichen Sektion gelegentlich ihres Besuches im Museum für Volkskunde überreicht wurde.

Die noch verfügbaren Sonderdrucke der reichhaltigen Sammlung „Wiener Kinderglaube“, des Oberlehrers Leopold Höfer, wurden in der Zahl von 150 Exemplaren vom Wiener Stadtschulrat zur Verteilung an die Wiener Hauptschulen angekauft. Ebenso übernahm der Wiener Stadtschulrat in dankenswerter Art 600 Exemplare des neuen Museumsführers, die zur Verteilung an die Wiener Volks- und Hauptschulen gelangten. Der Tauschverkehr mit in- und ausländischen Fachzeitschriften und Instituten erweiterte sich neuerdings um vier Nummern und beträgt gegenwärtig 96 Nummern; wir verfügen damit über die größte und vollständigste Sammlung volkskundlicher Fachzeitschriften in Oesterreich.

Wie immer in den Vorjahren nahm unsere Hauptschöpfung, das **Museum für Volkskunde**, seine angemessene Erhaltung und weitere möglicste Ausgestaltung die umfassendste Obsorge der Vereins- und Museumsleitung in Anspruch. Sowohl die Vermehrung der Sammlungen, wie ihre entsprechende Konservierung, Anordnung und Aufstellung machte in fast allen Abteilungen befriedigende Fortschritte.

In den Sammlungen des Museums wurde Hand in Hand mit der Ausarbeitung des Museumsführers die Systematik der Aufstellung durchgreifend verbessert. Um die mühsame Beordnung der Nummernfolge der Kasten hat sich der Museumspräparator Herr R. M u c n j a k bestens verdient gemacht. Die bedauerlicherweise erfolgten Einbrüche in Pultschränke des Museums haben eine entsprechende Verbesserung aller Schließvorrichtungen erheischt. Besonderes Gewicht wurde nach Abschluß aller baulichen Arbeiten und Installationen am Gebäude auf die Reinigung der Säle und Sammlungen gelegt und es kann mit Befriedigung festgestellt werden, daß dank der eifervollen Bemühung, insbesondere der Museumsangestellten Viktor N e p r a s und Hans K r u m h a r heuer ein erheblicher Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand der Sammlungen erzielt wurde. Um die Kanzleiarbeiten hat sich wie bisher Fräulein I d a S c h u s t e r und die Beaufsichtigung des Hauses Frau R. W e l l a n verdient gemacht.

Die Bibliothek des Museums erfreut sich dank der umsichtigen Bemühung von Frau Dr. A. P e r k m a n n um Beratung der Studierenden wie aller sonstigen Benützer gesteigerter Wirksamkeit, wobei zweckvoll vorgenommene Ausstellung des Zeitschriftenbestandes die Benützung in dankenswerter Art erleichtern.

Prof. Dr. A. H a b e r l a n d t hat für seine Universitätsvorlesungen fortgesetzt wie bisher den Bibliothekssaal des Museums benützt und besonders auch im Wintersemester Führungen und Vorweisungen von Sammlungsgegenständen unternommen, um das wissenschaftliche Verständnis der Hörer für die Probleme der Volkskunde zu wecken und zu schulen.

Die volkskundlichen Sammlungen erfuhren durch Ankauf aus Vereinsmitteln (S 2630.02), durch Geschenke und Tausch eine Vermehrung um 224 Nummern. Ihre Gesamtzahl beläuft sich bereits auf 41.536. Für geschenk-

weise Zuwendungen ist das Museum den nachgenannten Herren und Frauen zu wärmsten Dank verpflichtet: Elisabeth (Fürstin) Windischgrätz, Dr. R. Kriss (Berchtesgaden), Frau Anna Artmann, R. Mucnjak, K. M. Klier, Prof. H. Jungwirth, J. Langthaler, L. Keischar, J. Simmon, Dr. E. Goldstern, E. Schöll (Oedenburg), Pfarrer J. Jandrisevits (Schandorf), Lehrer Hans Hermann, Dr. R. Wolfram, H. Lemmel-Seedorf, H. Fuchs, Gend.-Inspektor K. Halaubrenner (Groß-Petersdorf), Frau Speri-Lafite, FrI. H. Kola, Stefan Mautner, Kommerzialrat Rudolf Berger, Prof. Dr. Friedl. — Herrn O. Braun haben wir wie in den Vorjahren für die weitere ziervolle Beschriftung der Sammlungsgegenstände bestens zu danken.

Für die Ausstellung des Internationalen Institutes für Sexuallforschung wurde eine Anzahl einschlägiger Museumsobjekte, desgleichen für die Spielzeug-Ausstellung bei Gerngroß eine Reihe volkstümlicher Spielwaren, hauptsächlich aus dem Grödner Tale, beige stellt.

Vom 20. Oktober bis Mitte Dezember fand über Einladung der Museumsleitung in zwei Räumen des Erdgeschoßes eine von der „Oesterreichischen Heimatgesellschaft“ veranstaltete „Bilderschau“ von Lichtbildern aus dem Arbeitsleben und Brauchtum der österreichischen Alpenländer statt, die von privaten Lichtbildnern aus sämtlichen Bundesländern reich beschickt war und bei freiem Eintritt von 520 Personen besucht wurde.

Einer sehr gelungenen Veranstaltung sei noch gedacht, mit welcher das Museum in Gemeinschaft mit dem Deutschen Volksgesangverein an zwei Sonntag-Abenden im Volksbildungshaus des Volksbildungsvereines (V. Stöbergasse 15) mit der Vorführung des Krimmler Hexenspiels und dem Vortrage der Ausseer Spuckgeschichte: „D'Aniweigt“ ein überaus zahlreiches Publikum erfreute. Wir schulden dem Volksbildungsverein für das bewiesene Entgegenkommen, sowie den mitwirkenden Mitgliedern des Deutschen Volksgesangvereines mit Herrn Dr. G. Kotek an der Spitze, sowie dem Herrn Richard Eybner und akad. Maler Udo Weith für diese gelungene Veranstaltung, deren Erträgnis den Museumszwecken zugeführt wurde, den wärmsten Dank.

Ueber Einfadung der Museumsleitung wurde die diesjährige nahezu vollzählig besuchte Tagung des Verbandes der kunstgewerblichen und kulturhistorischen Museen Oesterreichs im Museum für Volkskunde abgehalten, woran sich eine gemeinsame Besichtigung der Museumssammlungen schloß. Ebenso gereichte es der Vereins- und Museumsleitung zu großer Freude und Genugtuung, die Teilnehmer der volkskundlichen Abteilung der Historikertagung am 20. September in großer Zahl im Museum begrüßen zu können. Der Vorsitzende der Abteilung, Prof. Dr. Hans Naumann (Frankfurt a. M.), brachte am Schluß des Museumsrundgangs in den wärmsten Worten die volle Anerkennung der deutschen Fachmänner für das in unserem Museum Geleistete zum Ausdruck. Bei der Tagung des deutschen Volkskundevereines in Würzburg (Ende September) vertrat Prof. Arthur Haberlandt unseren Verein.

Wie regelmäßig in den Vorjahren erfuhren auch die bereits sehr stattlichen Bestände unserer Fachbibliothek durch Ankauf, geschenkwiese

und durch Besprechungsstücke zahlreicher österreichischer und deutscher Verlagshandlungen die namhafte Vermehrung um 158 Nummern (Gesamtstand 4397). Der Zuwachs an Photographien belief sich auf 178, an sonstigen Abbildungen und Bildkarten auf 252, an Diapositiven auf 38 Stück. Die Benützung der Bibliothek war wie in den Vorjahren eine sehr rege, der Parteienverkehr steigerte sich auf rund 800 Personen.

Führungen durch die Museumssammlungen für Schulen, Bildungsvereine und Kursteilnehmer wurden in der Zahl von 14 veranstaltet, wovon der Direktor 8, Frau Dr. A. Perkmann 6 übernommen hat. Für die Fürsorgerinnen des Landesjugendamtes von Niederösterreich wurde ein mehrwöchiger volkskundlicher Kurs abgehalten.

Der Besuch des Museums erfuhr im Berichtsjahr eine sehr erfreuliche Steigerung; wir verzeichneten 5394 zahlende, 154 nichtzahlende Besucher, 3580 Schüler und 140 Schulklassen (bei freiem Eintritt). Der Mitgliederstand des Vereines hat sich gegen das Vorjahr um 36 Personen gehoben, von denen 19 die Wiener Zeitschrift bezogen. Durch Todesfall und Austritt verminderte sich der Mitgliederstand um 8.

Die Höhe der Einnahmen wie der Ausgaben erfuhr im Vereins- wie im Museumshaushalt gegenüber dem Vorjahre eine namhafte Steigerung. Mit wärmsten Dank verzeichnen wir den Eingang von S 10.680.— und S 269.40 als Subvention des Bundesministeriums für Unterricht zur Bestreitung der Auslagen für die Museumsangestellten, Beheizung, Telefon und Administration, wofür den Vertretern desselben im Museumsausschuß, Herrn Ministerialrat Dr. L. Petrin und Präsidenten Dr. F. Schubert-Soldern der verbindlichste Dank geschuldet wird. Zufolge der einsichtsvoll gewährten Erhöhung der monatlichen Subventionsquote seit April 1930 war die Museumsleitung in die Lage versetzt, zur Verstärkung des Aufsichts- und Einlaßdienstes in Herrn Hans Krumhaar eine durchaus verläßliche und geschulte Kraft zu bestellen, womit die empfindliche Lücke, welche Ende 1929 durch den Tod des langjährigen Aufsichtsorgans Franz Mucnjak entstanden war, wieder entsprechend ausgefüllt werden konnte.

Seitens der Gemeinde Wien floß uns der gleiche Betrag wie im Vorjahre, S 4000.— zu, womit allerdings für die an die Gemeinde zu leistenden Zahlungen in der Höhe von S 5757.28 lange nicht das Auslangen gefunden werden konnte. Zur Weiterführung eines geordneten Museumshaushaltes war die Vereinsleitung daher gezwungen, ab 1. August 1930 um eine Stundung des laufenden Mietzinses bis zur Gewährung einer Nachtragssubvention vorstellig zu werden. Diesem Ansuchen hat die Stadtverwaltung in Würdigung der Sachlage vorläufig in dankenswerter Weise entsprochen und auch durch Ueberprüfung und Einregulierung der Kapazität der Elektrizitätszähler ein wohlwollendes Entgegenkommen bekundet. Es ist jedoch klar, daß der verwaltungstechnische Aufbau des Museums für Volkskunde, den dieses durch die Vereinbarungen mit Bund und Gemeinde seit 1925 neu gewonnen hat, nur bei fortlaufender Tragung der aus dem Mietverhältnis entstehenden Lasten durch die Gemeinde Wien und bei einer angemessenen Unterstützung der wissenschaftlichen und volksbildnerischen Tätigkeit, wie sie Verein und Museum für Volkskunde durch die Gemeinde Wien bereits seit 1895 genießen, auf jener Grundlage lebensfähig erhalten werden kann, auf welche die un-

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen

für das

		Schilling
Kassasaldo ex 1929		1.994.72
<i>Verein:</i>		
Mitglieder und Bezugsbeiträge	S 1.796.60	
Verkauf von älteren Jahrgängen der Zeitschrift, Ergänzungsbände etc.	,, 1.469.32	
Verkauf von Exemplaren der „Einführung in die Volkskunde	,, 36.91	
Subvention d. Bundesministeriums f. Unterr.	,, 300.—	
Druckkostenbeitrag der Oesterr. Deutschen Wissenschaftshilfe	,, 589.62	
Sonstige Einnahmen	,, 3.75	4.196.20
<i>Museum:</i>		
Subvention des Bundesministeriums f. Unterr.	S 10.680.—	
Refundierung der Telephonkosten durch das Bundesministerium für Unterricht	,, 269.40	
Subvention der Stadt Wien	,, 4.000.—	
Subvention der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie	,, 3.000.—	
Subvention der Arbeiterkammer	,, 500.—	
Spende des Vereines der Museumsfreunde	,, 1.000.—	
„ weiland Max R. v. Gutmann	,, 300.—	
„ Bankhaus S. M. v. Rothschild	,, 500.—	
„ der Firma Dillmont, Mühlhausen	,, 500.—	
„ des Kom.-Rates Oskar Trebitsch	,, 500.—	
„ des Verbandes Oesterr. Banken und Bankiers	,, 200.—	
„ der Genossenschaft der Juweliere	,, 200.—	
„ der Bäcker	,, 20.—	
„ der Rohwarenhändler	,, 20.—	
„ der Wäscheerzeuger und Sticker	,, 50.—	
Verkauf von 600 Exemplaren des Neuen Führers an den Stadtschulrat	,, 588.—	
Erträgnis der Veranstaltung im Volksbildungs- haus am 5. und 26. Jänner	,, 494.84	
Zinsen	,, 81.12	
Krankenkassabeiträge der Angestellten	,, 653.26	
Leihgebühren	,, 25.14	
Eintrittsgelder und Verkauf von Führern	,, 2.261.69	
Führungspauschalien	,, 225.40	
Refundierungen und Verkauf von Photos etc.	,, 342.63	26.411.48
Summe der Einnahmen		32.602.40

Geprüft und in

Prof. Dr. H. Jungwirth

als Rechnungsprüfer.

und Museums für Volkskunde

Jahr 1930.

Ausgaben.

	S	Schilling
<i>Verein:</i>		
Drucklegung des 35. Jahrganges der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, nebst Sonderdrucke, Druck der Festschrift, des Jahresberichtes und Drucksorten	S 2.810.90	
Redaktionshonorar	300.—	
Für Klischees	96.22	
Honorar für Buchbesprechungen	258.—	
Versendung der Zeitschrift und sonstige Portoauslagen	123.95	
Beiträge an Fachvereine	153.60	
Reisekosten zur Tagung der Deutschen Volkskunde-Vereine in Würzburg	50.—	
Ankauf von 200 Exemplaren der „Einführung in die Volkskunde“	160.—	
Kanzleikosten	154.20	4.106.87
<i>Museum:</i>		
Gehalte, Zulagen und Remunerationen	S 10.071.30	
Krankenkasse	1.241.32	
Stempelabzüge	109.60	
Kanzleierfordernisse	395.22	
Porti und Zustellgebühren	453.12	
Fahrten und Reisen	178.52	
Mietzins-Rückstand aus 1929	887.97	
Mietzins (I-VII)	2.111.20	
Gestundeter Mietzins VIII-XII 1930 (Rücklage)	1.721.95	
Telephon	755.40	
Ankäufe für die Sammlung	2.630.02	
Restaurierung der Sammlungen	364.99	
Bibliothek	613.15	
Anschaffungen und Installationen	1.264.98	
Bewachungsdienst	301.—	
Beheizung	1.437.75	
Beleuchtung	449.24	
Reinigung	670.81	
Honorare für Führungen	206.—	
Drucklegung des neuen Museumsführers	2.160.50	
Kosten der Veranstaltungen am 5. und 26. Jänner im Volksbildungshause	134.30	28.158.64
Summe der Ausgaben		32.265.51
Effektiv-Saldo		336.89
		32.602.40

Ordnung befunden:

Dr. Robert Heine

als Rechnungsprüfer.

schätzbaren materiellen und ideellen Werte des Museums, die im Schönbornpalais ihre würdige Heimstätte gefunden haben, gewiß Anspruch erheben dürfen. Hiefür wird die Vereinsleitung außer dem regelmäßigen Subventionsgesuch (um Bewilligung von S 7000.—) auch mit einem entsprechenden Nachtragsgesuch (um Bewilligung von S 3000.— pro 1930) im Jahre 1931 vorzukehren haben und darf sich hiebei der Beihilfe der Vertreter der Gemeinde Wien im Museumsausschuß, Herrn Präsidenten Nationalrat Otto Glöckel und Direktor Prof. E. Zellweger, denen für ihre Mühewaltung im abgelaufenen Vereinsjahr der wärmste Dank geschuldet wird, durchaus versichert halten.

Seit mehr als 30 Jahren werden Verein und Museum für Volkskunde von der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie in Würdigung der Bedeutung der Museumssammlungen für die fortschaffende Arbeit in Gewerbe und Kunstindustrie in dankenswertester Art durch namhafte Unterstützungsbeiträge gefördert. Dank der Befürwortung durch Herrn Kammerrat Hermann Kandler hat die Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie im Berichtsjahre eine gegen das Vorjahr erhöhte Subvention im Betrage von S 3000.— gewährt, von der Arbeiterkammer erließ eine solche von S 500.—, vom Verband österreichischer Banken und Bankiers ein Betrag von S 200.—. An Spenden verzeichnen wir: Vom Verein der Museumsfreunde S 1000.—, vom Bankhaus S. M. v. Rothschild, Kommerzialrat Oskar Trebitsch, Firma Dillmont (Mühlhausen) je S 500.—, von Gebrüd. Gutmann S 300.—, der Genossenschaft der Juweliere S 200.—, Bäckerinnung, Genossenschaft der Rauchwarenhandl. je S 20.—, Genossenschaft der Wäscheerzeuger und Sticker S 50.—. Allen genannten Korporationen und Spendern sei der wärmste Dank hier auch öffentlich ausgesprochen. Ebenso danken wir Herrn Ministerialrat Dr. Majer für den zu Gunsten unserer Zeitschrift gewährten Unterstützungsbeitrag (S 300.—) auf das Verbindlichste.

Nicht zuletzt darf der auszeichnende Anteil hervorgehoben werden, den Verein und Museum für Volkskunde an der Ehrung ihres Begründers und Präsidenten, Hofrat Michael Haberlandt, anlässlich der Feier seines 70. Geburtstages, in der Öffentlichkeit gewonnen haben.

Der Deutsche Volksgesang-Verein in Wien hat durch die erstmalig gleichzeitig erfolgte Verleihung der Ehrenmitgliedschaft und der Josef Pommer-Medaille an Hofrat M. Haberlandt die geistige Zusammengehörigkeit mit den Bestrebungen, die zur Gründung von Verein und Museum für Volkskunde führten, in besonders hochgesinnter Art betont. Ebenso ist die wissenschaftliche Zusammengehörigkeit mit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in der Zuerkennung der Ehrenmitgliedschaft an den Vereinspräsidenten innerlich zum Ausdruck gekommen. Auch der Verband der kunstwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Museen Oesterreichs hat demselben die gleiche Auszeichnung erwiesen und damit zugleich die hervorragende Stellung des Wiener Museums für Volkskunde im Kreise der österreichischen verwandten Institute zum Ausdruck gebracht.

Ganz besonders aber darf auf die hohe Anerkennung der Führung von Verein und Museum für Volkskunde hingewiesen werden, die Herr Stadtrat

Hugo Breitner und Nationalrat Otto Glöckel, als Präsident des Wiener Stadtschulrates, in persönlichen Schreiben dem Genannten zum Ausdruck gebracht haben. Wenn darin „die Tatkraft und unermüdliche, wahrhaft beispielgebende Beharrlichkeit“, sowie „die seltenen sachlichen Kenntnisse und Gewissenhaftigkeit“ besonders betont werden, so kann sich mit dem persönlichen Dank für diese Wertschätzung nur das Versprechen der Vereinsleitung verbinden, das Institut auch weiterhin treu diesen Grundsätzen zu führen und zu erhalten. Auch der Vorstand der Kunstabteilung im Bundesministerium für Unterricht, Ministerialrat Dr. L. Petrin, würdigte die schöpferische Leistung M. Haberlandt's im Sinne der staatlichen Kunstpflege besonderer Anerkennung.

Ebenso wurde dem Vereinspräsidenten im Kuratorium des Atlas der deutschen Volkskunde aus Anlaß seines 70. Geburtstages durch den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Hofrat Prof. Dr. O. Redlich, eine ehrenvolle Begrüßung zuteil, wobei ihm formell das Mandat erteilt wurde, für den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in Oesterreich im Aufbau der Lehrerbildung, wie an den Universitäten die entsprechenden Vorschläge auszuarbeiten, die von dem erwähnten Kuratorium den für die Verwirklichung in Betracht kommenden Behörden als Anträge zugemittelt werden sollen.

Der Vereinspräsident dankt an dieser Stelle nunmehr auch öffentlich der österreichischen Unterrichtsverwaltung, dem Herrn Bürgermeister K. Seitz, der Universität Wien, deren ehrenvolle Beglückwünschungen in der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, XXXV, Seite 138 im Wortlaut mitgeteilt wurden, sowie den vorgenannten Herrn Stadtrat Hugo Breitner, Präsidenten Otto Glöckel, Ministerialrat Dr. L. Petrin, wie nicht minder allen Mitarbeitern und Mitgliedern von Herzen für ihr gütiges Gedenken in der Hoffnung, in Gemeinschaft mit ihnen allen seinem Lebenswerk auch für den Rest seines Lebens erfolgreich dienen zu können.

Die Vereinsleitung im Jahre 1930.

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Vizepräsidenten: Sektionschef a. D. Dr. Arthur Breycha, Präsident Nationalrat Otto Glöckel, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhammer, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Alfons Dopsch.

Generalsekretär: Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Generalsekretär-Stellvertr.: Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger.
Kassier: Fachlehrer i. R. Julius Thirring.

Ausschußräte: Hofrat Dr. Karl Giannoni, Kammerrat Hermann Kandl, Lehrer Karl M. Klier, Dr. Georg Kotek, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Paul Kretschmer, Univ.-Prof. Dr. Georg Kyrle, Kustos Dr. Viktor Lebzelter, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Much, Dr. Franz Ottmann, Dr. Adelgard Perkmann, Univ.-Prof. Dr. Ludwig Radermacher, Regierungsrat Prof. Dr. G. Schlesinger, Prof. Dr. Karl Spieß, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Josef Strygowski, Oberlehrer Raimund Zoder.

Museums-Ausschuß :

- Präsident: Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt.
 Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht:
 Ministerialrat Dr. L. Petrin, Präsident Dr. F. Schubert-Soldern.
 Vertreter der Stadt Wien: Präsident des Stadtschulrates Nationalrat
 Otto Glöckel, Gymnasialdirektor D. E. Zellweger.
 Vertreter des Vereins für Volkskunde: Sektionschef Dr. A.
 Breycha, Kammerrat Hermann Kandl.
 Vertreter des Museums für Volkskunde: Direktor Prof.
 Dr. A. Haberlandt.

EHRENMITGLIEDER.

- Geheimrat Prof. Dr. J. Bolte, Berlin (1920).
 Hofrat Univ.-Prof. Dr. R. Meringer, Graz (1920).
 Univ.-Prof. Dr. G. Polivka, Prag (1920).
 Oberlehrer Josef Blau, Freihöls (1920).
 Hofrat Univ.-Prof. Dr. M. Haberlandt (1920).
 Univ.-Prof. Dr. Ed. Hoffmann-Krayer, Basel (1920).
 Dr. Max Hussarek-Heinlein (1912).
 (Gräfin) Nandine Berchtold, Buchlau (1914).
 Karl (Freiherr von) Rumerskirch (1914).
 Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhummer (1929).

KORRESPONDIERENDE MITGLIEDER.

- | | |
|---|--|
| Schulrat Karl Adrian, Salzburg. | Univ.-Prof. Adam Wrede, Köln. |
| Notar Dr. Eugen Frischauf, Eggenburg. | Direktor Fr. Pospisil, Brünn. |
| Museumsvorstand Dr. K. Brunner, Berlin. | Hofrat Ferd. Raunegger, Klagenfurt. |
| Museumsvorstand Dr. V. Geramb, Graz. | Prof. Dr. G. Jungbauer, Prag. |
| Dr. G. Graber, Klagenfurt. | Prof. Dr. E. Schneeweiss, Prag. |
| Univ.-Prof. Dr. N. Krebs, Berlin. | Dr. H. Bächtold-Stäubli, Basel. |
| Univ.-Prof. Dr. O. Lauffer, Hamburg. | Prof. Dr. A. Byhan, Hamburg. |
| Direktor Julius Leisching, Salzburg. | Prof. Dr. H. Naumann, Frankfurt a. M. |
| Prof. Josef Tvrdy, Wischau. | Direktor Sigurd Erixon, Stockholm. |
| Univ.-Prof. Dr. M. Murko, Prag. | Direktor Dr. J. Manninen, Helsingfors. |
| Dr. Franz Baron Nopcsa, Budapest. | Prof. Paul Sartori, Dortmund. |
| Univ.-Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br. | Prof. Dr. D. Selenin, Leningrad. |
| Univ.-Prof. Dr. L. Rüttimeyer, Basel. | |

Volkscharakter und Rassenpsychologie.

Von Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien.

Gegenüber dem wissenschaftlichen Rüstzeug, mit dem die Volksforschung die geschichtliche Organik des Volkslebens erkundet, um daraus Erkenntnis der „Volksseele“ zu gewinnen, tritt charakterologische Intuition mit dem Anspruch schicksalshafter Verheißungen auf Grund von Rasse und Artbild des Individuums auch im Rahmen wissenschaftsbefleißener Arbeiten mehr und mehr in den Vordergrund. H. F. K. Günthers „Rassenkunde des Deutschen Volkes“ J. F. Lehmanns Verlag, München 1930; hat mit ihrer 14. Auflage eine Verbreitung gewonnen, die nur von Büchern erreicht wird, die kulturphilosophischen Wünschen ihrer Zeit entgegenkommen. Der klaren, reinen Sprache des Buches wie der kategorischen Zielsetzung einer körperlichen und seelischen Aufartung des Deutschtums muß ein starkes werktätiges Ethos zuerkannt werden. Mit einer reichen Auswahl von Rassenbildern auch aus den gebildeten Ständen weckt und erhält es das Interesse auch führender gesellschaftlicher Kreise rege und ruft sie zu Nachdenken und Mitarbeit auf. Umso mehr erwächst der Volksforschung die Verpflichtung, die gebotenen Theorien samt charakterologischer Intuition und kulturgeschichtlichen Tatsachen nach ihrer Eignung zu methodischer Ausdeutung zu erörtern und eine solche unter Einbeziehung der Erkenntnisse der Volksforschung anzubahnen. Günthers Rasseneinteilung hat sich mehrfacher Kritik folgend heute im wesentlichen den landläufigen anthropologischen Vorstellungen vom Rassenaufbau Europas angeglichen. Es ist nicht Sache des Volksforschers, diese hier zu kritisieren. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die Arbeiten der heute an umfassender Genauigkeit der Aufnahmetechnik wie der Bearbeitung des Stoffes unübertroffenen schwedischen Anthropologenschule das volksmäßige Bild der nordischen Rasse nach Ursprung, Spannweite des Charakters

und erblichen Begabungen immerhin noch erheblich zuverlässiger zeichnen als H. Günther. Man vergleiche hiezu H. L u n d b o r g : Rassenkunde des schwedischen Volkes. (Gustav Fischer, Jena 1928.)

Ergänzender, daß heißt methodisch objektiver Ausgleich, ist namentlich auch für die Erfassung des Artbildes der Dinarier vonnöten, von dem H. Günther fast durchaus nur den bei schwerer Arbeit vergrößerten Schlag alpiner Gebirgsbauern in Wort und Bild zur Darstellung bringt, wogegen seine ständisch ausgelesenen Ausprägungen gerade nur noch beiläufig Beachtung finden. Die durch Inzucht verfeinerten Gautypen ihres eigentlichen Heimatgebietes, der dinarischen Karstländer, haben auch in der „Kleinen Rassenkunde Europas“ bisher so gut wie keine Berücksichtigung erfahren, obwohl Beurteilung der seelischen Spannweite und Entfaltungsrichtung dieser Rasse sehr weitgehend von dem gesamten Formenkreis abhängig erscheinen muß, wie dies von der nordischen Rasse gleichfalls so gilt.

Hier müßte von der vollendeten Haltung und Würde die Rede sein, die in Verbindung mit großer Ausgeglichenheit der Bewegungen, so beim Gehen im Karst und namentlich beim Tanz, ebenso wie auch Feinfühligkeit und geistige — in diesem Fall politische — Regsamkeit den Dinariern bis in die letzten Karstnester hin eignet. Auch bei den Marktbewohnern oder Basarhandwerkern kann man die gleiche Beobachtung machen. Aeltere Leute, die als Würdenträger ihrer zumeist nur engumgrenzten Gemeinschaft dem Fremden gegenüber treten — und sei es der Oberstkommandierende der bosnischen Truppen gewesen, oder Frauen, die am Festtag zur Kirche schreiten, werden in ihrer gesamten Erscheinung von keiner europäischen Rasse übertroffen. (Eigene Beobachtung.) Ein gut Teil davon eignet ja auch den deutschen alpinen Dinariern, namentlich in Tirol. In der österreichisch-ungarischen Aristokratie und den beamteten Oberschichten der Donauländer trat der dinarische Typus gleichfalls als Hochform in Erscheinung. In geistiger Hinsicht wäre, wenn man die auf dem Balkan landläufigen Schwänke und Ueberlieferungen berücksichtigt, starke Betonung des Sippengedankens („Familienadel“) und juristische Schärfe des meist kaufmännisch und politisch geübten Denkens anzumerken. Genialen Steigerungen des Gefühlslebens ist andererseits H. Günther in „Rasse und Stil“ vortrefflich gerecht geworden, wozu man auch E. K r e t s c h m e r „Geniale Menschen“, Julius Springer, Berlin 1929, vergleiche.

Die sogenannte dunkle Ostrasse wird, nachdem ihre Zusammenlegung mit dem ausgesprochen hellen ostbaltischen Typus aufgegeben wurde, in ihrer anthropogeographischen Entwicklung gleichfalls künftighin methodisch anders behandelt werden müssen als noch bisher. Die europäische Vorgeschichtsforschung hat uns längst kurzköpfige Formen im Umkreis des gebirgigen Mitteleuropa als ganz alt beheimatet aufgezeigt. Es besteht somit kein Anlaß, die brünetten mittelgroßen Kurzköpfe, die sich heute noch in Europa, abgesehen von einem alten Ausläufer in England hauptsächlich in den gebirgigen Auffaltungen Europas zusammen geschart finden, anders denn als „alpine Rasse“ zu bezeichnen, wobei festgestellt werden muß, daß das Artbild dieser Rasse gleichfalls nur unter wesentlicher Berücksichtigung dieser lebfrischen Gebirgsformen und nicht abwelkender Ausläufer erfaßt werden kann. Für deren Beurteilung kann der Volksforschung zuvörderst nur die grundlegende Einsicht W. H. Riehls vom „Land der armen Leute“ maßgebend sein.

Im Bilde ihres Rassencharakters fehlt die positive Wertung ihrer ausgesprochenen sinnesfreudigen Lebensfrische, die unermüdliche Leistungsfähigkeit auch in sachlicher Hingabe schafft, was etwa von der dinarischen Rasse keinesfalls behauptet werden kann. Was dies für die seelischen Energien genialer Naturen zu bedeuten hat, ist nicht unsere Sache auszuführen, aber an die Erscheinung eines Martin Luther, Franz Schubert, und wohl auch Beethovens muß in diesem Zusammenhang denn doch erinnert werden, ebenso wie Schopenhauers geistige Höchstspannung nicht ohne ostbaltischen Antrieb zu denken ist.

Es besteht aber überhaupt ein grundsätzliches wissenschaftlich methodisches Bedenken dagegen, daß Günther gerade dieser wie jede andere natürlich geprägten Form der europäischen Menschlichkeit eine arteigene Gesittung absprechen will. Der Satz: „Gäbe es so etwas wie eine selbständige ostische Gesittung — daß es das nicht gibt, ist an sich schon wieder vielsagend — so würden innerhalb ihrer Grenzen die seelischen Eigenschaften wohl ganz anders erscheinen“ bedeutet einfach einen *circulus vitiosus*, an dem auch die beigegefügte Anmerkung nur vorbeilenkt, die den von Günther als nordisch postulierten Maßstab als allgemein abendländischen Wertmesser und als solchen für autonom erklärt. Man darf demgegenüber füglich sagen, daß die für ganz Europa nicht erst von heute hochbedeutsame Gesittung der Schweiz wie

Hollands zu sehr erheblichem Teil auf positiven Charakterleistungen der alpinen wie der ostbaltischen Rasse aufgebaut ist. Für die Schweiz vergleiche man die hiefür richtunggebenden Betrachtungen von A d o l f G ü n t h e r : „Die Alpenländische Gesellschaft als sozialer und politischer, wirtschaftlicher und kultureller Lebenskreis“, Gustav Fischer, Jena 1930. Auch das Preußentum im engeren Sinn und der ebenso nur mit andersartig nationalem Vorzeichen zäh sich durchsetzende Volkscharakter der Tschechen müssen im Zeichen wissenschaftlicher Objektivität in diesem Sinne positiver Wertung unterzogen werden.

Inwieweit das Rassenbild einzelner Bevölkerungen zu geschichtlich bewährten seelischen Gautypen geführt hat, wird in dem Buch vorläufig nur grundsätzlich gestreift und nur in einzelnen Fällen wirklich angemerkt. Gerade diese Arbeitsrichtung muß aber die Volksforschung methodisch ausbauen helfen, sollen Rassen- und Völkerpsychologie miteinander in das richtige wissenschaftliche Gleichgewicht gebracht werden. Vielleicht ermuntern diese Anmerkungen eine jüngere aufstrebende Kraft, sich damit einmal ernstlich abzugeben, wenigstens für deutsches Land und Volk. Die Kulturgeschichte der deutschen Stämme ist über teilweise recht dilettantische charakterologische Versuche (O. Weise) oder kurze einleitende Bemerkungen (bei A. Schultz: „Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert“, Wien 1892, I. ff.) nicht hinausgediehen.

Schon die älteren Kosmographien bieten Stoff hiefür. Vergleiche J o a n n e s B o e m u s A u b a n u s : *Omnium gentium mores . . .* Lyon 1535. Sprichwörtliche Redensarten führt S e b a s t i a n F r a n c k s *Weltbuch* 1534 an. P e i p e r und W a t t e n b a c h veröffentlichten (*Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* 1874), eine Sequenz, die in diese Reihe gehört, ein entsprechendes lateinisches Spottgedicht auf verschiedene deutsche Stämme wurde schon früher (Mones *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* 7, 1838) abgedruckt. Ebenda finden sich 2) und 4) „Länderspiegel“, wozu auch die „Variarum nationum proprietates“ (Alemannia 12, 14, 15 und bes. 16) Stoff ergeben. „Die Spottnamen der Völker“ behandelte W. W a c k e r n a g e l (*Zeitschrift für deutsches Altertum* 6, (1846). Neuerdings reiht sich dem ein von M. H a b e r l a n d t : *Werke der Volkskunst* II, 78 ff. behandeltes Bild der Nationen Europas im Wiener Museum für Volkskunde an (vergl. auch W. M a d j e r a in „*Deutsche Heimat*“, III, 183 ff. 1908). Als letzte Ausläufer können auch die satirischen Erzeugnisse der „Handwerksburschengeographie“ gelten, die J. K e l e m i n a mit obigen und anderen Belegen (*Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* XVIII, 296 ff., Berlin 1909) behandelt hat. (Hiezu auch K. M a u t n e r : *Zeitschrift für österr. Volkskunde* XVI,

47 f, 1910.) Eugen Fehrle: „Badische Volkskunde“ verfolgt zudem auch Schönheits- und Artbild des Volkes in den gangbaren Volksliedern. „Ueber dem Leumund der Oesterreicher, Böhmen und Ungarn in den heimatlichen Quellen des Mittelalters“ hat T. G. Karajan (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften 42, Wien 1863) gearbeitet, wozu Zingerle ebenda 54 eine Ergänzung bot. Neuere Zusammenfassungen sind G. N. Küffner: Die Deutschen im Sprichwort, Heidelberg 1899. — M. Plaut: Deutsches Land und Volk im Voiksmund, Breslau, 1897. — G. Grupp: Der deutsche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit, Stuttgart 1906. — A. Keller: Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors (Freiburg 1907), hat das Thema für einen Landschaftstypus gesondert behandelt. Zu solchen nur kritischer Behandlung sich erschließenden Quellen tritt nun aber noch die Reihe völkerpsychologischer Beobachtungen, die in verschiedenen Reisewerken nach 1800 aufscheinen. Allen voran mögen hier E. M. Arnolds Schilderungen genannt sein, die man bei K. Hekscher: Volkskunde des germanischen Kulturkreises (Hamburg 1925) übersichtlich und mit ergänzenden Nachweisen zusammengeordnet findet. Ebenso hat der österreichische Polizeipräsident Josef Rohrer: Ueber die Tiroler (Innsbruck 1796) und in seinem „Versuch über die deutschen und slawischen Bewohner der Oesterreichischen Monarchie“, Wien 1804, körperliche und Charakterschilderungen der Bewohner der einzelnen Kronländer geboten, die immerhin kritischer Betrachtung wert sind. Ferner bieten J. G. Kohls Reisebeschreibungen passim vielerlei Bemerkungen zur Artung der Landesbewohner über viele Strecken Europas hinweg, ihren Meister hat derlei Völkerpsychologie auf deutschem Volksboden im 19. Jahrhundert in W. H. Riehl gefunden, wofür man besonders „Die Pfälzer“, „Land und Leute“ und das „Wanderbuch“ heranziehen mag. Auch in der Beschreibung einzelner Gaue, so bei I. G. v. Kürsinger: Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill (Salzburg 1841) ist mancherlei zur Erfassung von Volk und Rasse zu finden. Man vergleiche auch F. Schönwerth: Aus der Oberpfalz (Augsburg 1857—59). Die „Bavaria“ geben besonders für die fränkischen Kreise Bayerns guten Einblick in die „Eigenart“ der Bewohner, teilweise auch die Sammelbände der österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild, die allerdings eine erhebliche Verflachung gegenüber den älteren schärferen Charakteristiken bemerken lassen. Neuerdings soll aus den Umfragen Erzherzog Johanns für die Steiermark noch ein erheblicher Stoff zur Menschen- und Charakterkunde quellenmäßig bereitgestellt werden. (Vergleiche V. Geramb: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, N. F. II, Berlin 1930.)

Aus der kritischen Sichtung und gleicherweise volks- wie rassenkundlichen Verarbeitung dieses vielseitigen und vieldeutigen Stoffes wird zunächst einmal allein eine methodische Erkenntnis dessen zu gewinnen sein, inwieweit eine Reihe von geschichtlich festgehaltenen Urteilen und Vorurteilen über die deutschen Landesbewohner tatsächlich im Vorwiegen bestimmter Rassencharaktere begründet sind. Persönliche Intuition braucht einem solchen Unter-

nehmen nicht abzugehen. Ein mustergültiges Beispiel bietet hierfür der Abschnitt „*Caractères psychiques des Yougoslaves*“ in dem Werk: „*La Penninsule Balkanique*“ S. 263—520 (Paris 1918), des bekannten serbischen Geographen J. Cvijić. Solch ein Wurf, den allerdings nur eine reiche persönliche Erfahrung über Land und Leute ermöglicht hat, fehlt für das deutsche Volkstum und wird durch eine vorläufig noch ziemlich doktrinäre Zerlegung in einzelne Rassenkomponenten im deutschen Volkscharakter nicht ersetzt. Was diesen selbst betrifft, so läßt die Günther'sche Richtung charakterologischer Intuition zweifelsohne erhebliche Fortschritte zu einer methodisch objektiven Erfassung von Spannweite und Entfaltungsrichtung seelischer Rassentypen erkennen. Rassistische Grundlage von Begabung, Charakter, Ausdruck und Lebensstil werden ja sicher zu Recht behauptet und gelangen gerade an der hochgestiegenen Einzelpersönlichkeit oft zu feinsten Blüten. Wie aber wirkt diese nun wieder auf die Gemeinschaft zurück? Wie und wodurch gelangte das Individuum schöpferisch in ihr, die in alten Tagen eine ständisch recht gebundene war, zur Geltung?

Um lebendig erschaute Erfassung des Ausdrucksstiles verschiedener Rassentypen hat sich vor allem L. F. Clauss: „*Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker*“ (München 1929) erfolgreich bemüht, soweit hier ein Artbild nicht schon des Charakters und nicht nur der physiognomisch ruhenden Form sondern des Schatzes von Ausdrucksmöglichkeiten angestrebt wird, die Leben und wie wir hinzufügen müssen Geschichte, jedem Volks- oder Rassentypus — der Titel läßt die Frage offen — aufgeprägt haben. „Das geprägte Bild der Persönlichkeit“ hat E. Kretschmer in seiner seelischen Problematik für das Einzelindividuum indes unübertroffen klar als eine in erheblichem Umfang an erzogene Erscheinung charakterisiert, völkerpsychologisch wird diesem Problem von all den angeführten Arbeiten eigentlich nur die Psychologie der Balkanvölker von J. Cvijić gerecht. Das sollte der deutschen Forschung ein Antrieb sein, gerade auf dem Boden der geschichtlichen Charakterprägung des deutschen Volkes tiefer schürfende Forschungen anzustellen. K. Gerlach: „*Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke*“ (München 1929) hat klarer noch als S. Nadler dargestellt, daß die Auslese der nach ihm rassenhaften Begabungen in der Tat landschaftliche und geschichtliche Bedingtheit aufweist. Wir möchten dies letztere

stärker noch betonen als der Verfasser es tut. Die Häufung im landschaftlichen Auftreten besonderer Begabungen ist zweifelsohne — wir halten hier bei einem bedeutungsvollen Ausblick in das Bereich der Kulturphilosophie — mit der Betätigung eines bestimmten geschichtlich zu umgrenzenden Kulturwillens verknüpft. Die Kolonisation des deutschen Ostens, der bildhafte Ausbau des Katholizismus, der Aufbau geistlicher Geschlechterfolgen in den Pastorenfamilien des Protestantismus, sind solche von geschichtlich gefestigtem Kulturwillen getragene Erscheinungen, die in ihren letzten Hintergründen dem Führerwillen bestimmter Rassen entsprechen mögen, dann aber zu einer Schicksalsmacht der Geschichte geworden sind, die zu zergliedern die Volksforschung nun auch das ihre beitragen muß. Ständische und Gaultypen der Kultur wie der Menschen, die an ihr schaffen, werden uns solchermaßen ausgelesene Erscheinungen, deren seelische Entfaltung nur aus einem vielfältiger gebundenen Erleben als dem frei entwickelten Bluterbes faßbar wird. Wie stellen sich nun diese geschichtlichen Typen des deutschen Volkes zu den Lebens- oder Erlebniskreisen alter Rassen? Wir können vorläufig zu dieser Frage nur einige erläuternde und kritische Bemerkungen bieten, die sich auf Günthers Versuche, alteingewurzelte Gesellschaftsformen, Trachtenbild und Volkskunst Europas auf Rassencharaktere zurückzuführen, beziehen. Sicher richtig gesehen ist die Bedeutsamkeit von Mutter- und Vaterrecht in Alteuropa für die Klärung dieser Frage. Aber gerade bei den in ihrer gesellschaftlichen Artung ausgesprochen mutterrechtlich bestimmten Spartanern führt die alleinige heldische Verherrlichung der nordischen Rasse den Verfasser gegenüber dem hieran entwickelten kriegerischen — anderwärts wie in Westeuropa usw. ausgesprochen ritterlichen Ideal — auf das schon J. J. Bachofen hinwies — leider völlig in die Irre. Wie sehr da verschiedene Rassentypen zu einer geschichtlich ganz auffällig gleichartigen Ueberlieferung zu gelangen vermochten zeigt — auch gegenüber den in diesem Punkt ganz laienhaft problematischen Aufstellungen W. Darrés über europäische Viehzüchter und orientalische Nomaden — die Rolle der germanischen und der arabischen Frauen in der Schlacht, über die seinerzeit R. Much und R. Geyer in zwei parallelen Vorträgen berichtet haben. (Mitt. d. anthrop. Gesellschaft Wien, XXXIX, 1909). Nun zu zwei mehr äußerlichen Kulturerscheinungen.

Das europäische Trachtenwesen ist, was seine Farbigkeit betrifft, zunächst nur aus der größeren oder geringeren Wirksamkeit ständisch feudaler Kleiderordnungen heraus verständlich, Rassen-erörterungen müssen hier bis auf weiteres zurückgestellt werden, die Volkskunst dagegen entspricht schon mehr ursprünglichen Lebenskreisen, wie etwa die Textilkunst der Frauen Ost- und Nordeuropas, oder die Hirtenkunst, in der auch noch das Erlebnis gestaltend mitwirkt. Aber all das ist eine kulturgeographisch schon großenteils auf Rückzugsgebiete eingeeengte und in ihrem Bestand wohl nur mehr zu kleinsten Teilen rassisch bedingte Auslese aus Schöpfungen alter Tage, die in ihrer völkischen wie rassischen Zuordnung ein sehr wechselvolles Schicksal hinter sich haben, wie ich dies für die Volkskunst der Balkanländer (Wien 1919) teilweise schon darzustellen versucht habe. Heute wie ehemals haben an der osteuropäischen bildlosen aber farbenfrohen Kunst gewiß auch aus psychologischen Urgründen heraus die Frauen stärksten Anteil, dies aber unterschiedslos im Bereich der dinarischen alpinen, ostbaltischen wie auch nordischen Rassen-gruppen (so auch in Skandinavien). Und die alpine — namentlich die Schweizer und Tiroler Volkskunst weist mit der skandinavischen nach Bestand und Erscheinungsbild Uebereinstimmungen auf, die auch den Fachmann auf den ersten Blick verblüffen, aber eben nur auf den ersten Blick, die Volksforschung vermag hiefür allenthalben schon die kulturgeschichtliche und kulturpsychologische Auflösung anzubahnen. Nur im Ausdrucksstil abbildender Kunst wird der Kenner Besonderungen finden und solchermaßen auf dem oben angedeuteten Weg über die *Persönlichkeitsforschung*, einer der wichtigsten Aufgaben neuzeitlich verstandener deutscher und vergleichender Volkskunde mit dem Rassenforscher sich treffen, dessen Verdienst als Wegbereiter auf diesem Boden bei aller methodischen Kritik unbestritten und anerkannt sei.

Grundsätzlich aber gilt es gegenüber den Erbwerten des Blutes nun auch die Traditionswerte — um mit W. Schallmeyer (Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker (212—381), Jena 1903) zu sprechen — mit in die Waagschale für die Beurteilung von Landschafts- und Schicksalstypen im deutschen Volkstum zu werfen. Ob man an geistliche und militärische Zucht denkt, deren Auslese keinesfalls bloß rassisch sondern sehr stark auch intellektuell bedingt war oder die geistigen Volksüberlieferungen schlechtweg überschaubar, sie sind ob Märchen,

Volkserzählungen, Schwänke oder Sagas und Sprichwörter willensbildende Mächte im Volksleben. Das Heldenepos der Serben bestimmte den Lebensstil und Lebensziel ganzer Geschlechterfolgen ebenso wesenhaft, wie der Seehandel die Hansabevölkerung, Lied und Gesang unterschiedlos die Alpenbewohner, kirchliche Glaubensbindung die Spanier. Aus der Vergangenheit den Mut zu lebendigem Kulturwillen zu schöpfen, vermag die Volkskunde solchergestalt dem Deutschen Volk wohl sicherer und umfassender zu verheißen als die Rassenkunde.

Die Mistelbacher Kirchtagsumzüge.

Ein alter Winzerbrauch,

geschildert von Dr. Hans Plöckinger, Krems.

(Mit einer Abbildung.)

Am Sonntag vor oder nach dem Bartholomäustage feiert das alte Mistelbach sein Kirchweihfest. Um diese Zeit, am 24. August, weiß man in dem sehr bedeutsamen Weinorte bereits, wie es mit der Weinernte des Jahres aussehen wird. In sicherer Erwartung oder voll bester Hoffnung auf guten Ertrag hat man einst allgemein in Niederösterreich zu Ende August das Weingartenschlußfest gefeiert, in Mistelbach setzte man für diese Tage den Kirchtag an und verband ihn mit einem wunderhübschen Brauch der Weinbauer, die schon immer einen Großteil der Ortsbevölkerung bildeten. Diese alte Sitte ist unverfälscht und natürlich erhalten geblieben und hat darum weit größere Bedeutung, als alle die übrigen, künstlich belebten Weinlesefeste.

Sie knüpft sich an die Mistelbacher Weinbauerinnung, welche zufolge der vorhandenen Urkunden nach dem Vorbilde anderer Weinstädte und Märkte, wie Mödling, Perchtoldsdorf, Pulkau, Langenlois oder Krems¹⁾ im Jahre 1698 errichtet wurde²⁾ und noch heute fortbesteht. Getreulich wird die aus jener Zeit

¹⁾ Die Weinbauerzunft von Krems und Stein ist schon seit 1447 nachweisbar, wie eine Originalurkunde im Weinmuseum zu Krems dartut.

²⁾ Der Stiftbrief wurde 1898 anlässlich der 200-Jahrfeier der Innung von der Buchdruckerei K. Krapfenbauer in Mistelbach als Sonderdruck veröffentlicht.

stammende, gut erhaltene Innungslade mit ihren Privilegien, Zunftrechnungen und Mitgliederbüchern behütet und alle zwei Jahre ein „Zechmeister“ als Vorsteher gewählt sowie ein „Zechknecht“ bestellt. Als altes „Hauerschild“, als Kennzeichen über dem Innungstische, hat man eine geschmückte Krone im Gasthofs „zur Krone“ so wie in altvergangenen Tagen hängen. Sie ist aus vergoldetem Blech, von einfacher Form — vom schmalen Reifen steigen drei oben vereinigte Bügel auf und zwischen diesen sowie an ihnen sitzen große Herzen und einige Weinblätter. Am Reifen hängen eine kleine Weingartenhaue, eine Schaufel, ein Rechen und drei große blaue Trauben, die aber aus Holz geschnitzt sind³⁾. (Siehe Abbildung 1.) Vor jedem Kirchtage wird sie von den Hauerburschen mit langen neuen Seidenbändern geschmückt und am Kirchtage montag versammeln sich die alten und jungen Mitglieder der Weinhauerszunft um 8 Uhr beim „Kronenwirt“. Die beiden jüngsten Burschen nehmen die Krone herab, hängen sie über eine lange Stange und stellen sich mit ihr vor die Winzerschar, welche unter Vorantritt einer Musikkapelle feierlich durch ganz Mistelbach zur Pfarrkirche marschiert, wo um 9 Uhr das Burschenamt abgehalten wird. Bei diesem wird die Krone ganz vorne beim Hochaltar über zwei Stühlen aufgehängt. In lustigem Zuge geht es nachher ins Gasthaus „zur Krone“ zurück, wo die Hauerkrone wieder aufgehängt und der „Burschentanz“ veranstaltet wird.

Um ein Uhr treffen sich die gesamten Zunftmitglieder — nur jedes zweite Jahr — neuerdings beim Kronenwirt, diesmal kommen auch die Frauen und Mädchen mit, die übrigen Stadtbewohner versammeln sich gleichfalls in großer Menge. Wieder wird der „Hauerschild“ von den beiden Jungburschen herausgebracht und unter lustigem Musikspiel gehen sie jetzt an der Spitze eines großen Zuges zum Wohnhause des kurz vorher abgetretenen Innungsvorstehers, des „Altzechmeisters“. Einige Tage früher hatte man nämlich einen neuen Zechmeister gewählt und verschiedene andere angesehene Innungsmitglieder haben die Zunft für den Umzug „zu Besuch geladen“.

³⁾ Die Krone ist der eingestanzten Jahreszahl zufolge erst 1886 hergestellt, und zwar jedenfalls nach einem alten, schon unbrauchbar gewordenen Vorbilde. Sie wird in Mistelbach nicht als „Winzerkrone“, sondern als „Hauerschild“ bezeichnet. Ein älteres Stück ähnlicher Art aus Ladendorf befindet sich im Weinmuseum zu Krems, es ist aus Eisen, das mit Stroh umhüllt und mit rotem Papier überzogen ist.

Halb Mistelbach kommt zum Hause des Altzechmeisters gezogen, bei dem die Innungslade bisher verwahrt und jetzt mit Immergrün, Blumen und Seidenbändern geschmückt sowie mit

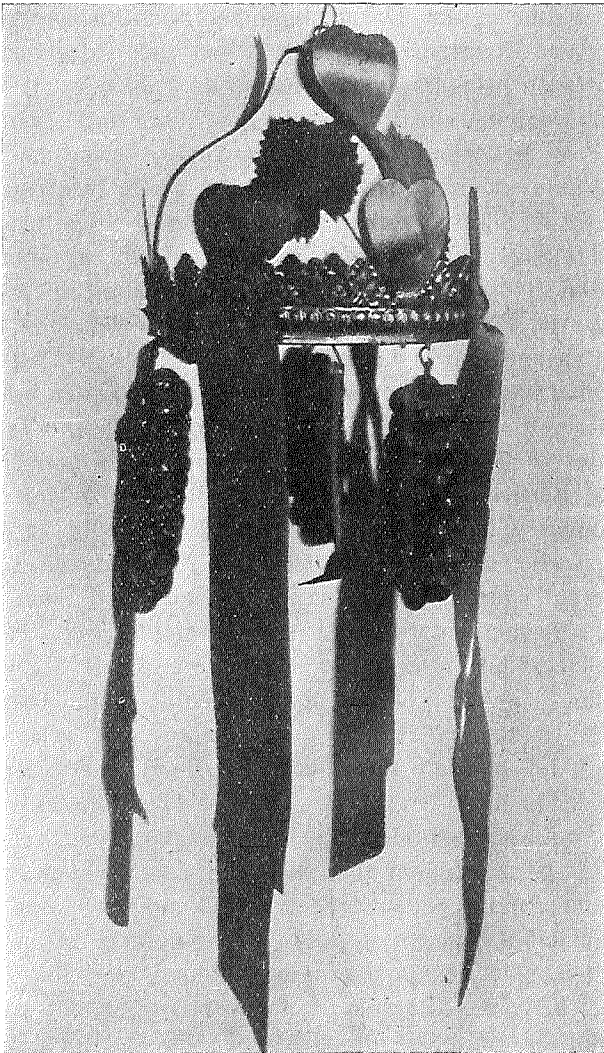


Abb. 1. Mistelbacher Winzerkrone („Hauerschild“).

zwei Traghölzern versehen wurde. Alles stellt sich auf der Straße im Kreise auf, in die Mitte werden zwei Sessel gebracht und auf ihre Lehnen zunächst die Hauerkrone gehängt. Nun wird unter

allgemeiner Spannung die Lade herausgetragen und gleichfalls auf die beiden Stühle gegeben. Indes sie die Umstehenden mit Ehrfurcht betrachten, kommt der Altzechmeister mit seiner Frau, die Musik beginnt zu spielen und das Paar tanzt dreimal feierlich um Lade und Krone herum. Darauf beginnen auch die anderen Zunftmitglieder den Rundtanz und rasch folgen viele Zuschauer. Gleich bei Tanzbeginn bringen mehrere Burschen Flaschen mit Wein und Gläser und beginnen die Tänzer und Zuschauer unter Scherzen und Jauchzen zu bewirten. In einer Tanzpause erhalten auch die Musiker Wein und sogar Backwerk. Für die ganze Bewirtung kommt der abtretende Zunftvorsteher auf. Nach einer ziemlich weile lustigen Treibens stellt sich der Zug von neuem zusammen; voran der „Zechknecht“ als „Wegweiser“ und „Zeremonienmeister“, dann die Musik, die Burschen mit der Krone und zwei andere mit der Lade, die sie auf den Schultern tragen, dahinter die Burschen mit den Flaschen und Gläsern, dann die übrigen Burschen und Männer der Zunft sowie alles andere Volk. Unter Jauchzen und Trompetengeschmetter wird zum ersten der edlen Gönner marschiert, der „zu einem Besuch“ eingeladen hat. Bei ihm wird Halt gemacht, Lade und Krone wieder vor dem Hause auf Stühle gestellt und jener tanzt ebenfalls drei Ehrenrunden. Abermals wird während des weiteren Tanzens Wein herum gereicht, und zwar aus dem Keller des Besuchten. So geht es mehrmals durch das Mistelbacher Winzerviertel, durch das sogenannte „Dorf“. Der Zug wird dabei immer lebhafter, die Burschen heben unter Jauchzen die ehrwürdige Lade und Krone hoch empor und schwingen sie beängstigend. Jedes Jahr wird auch der alte Herr Trestler besucht, der Ehrenzechmeister der Zunft, der oft die Würde des Vorstehers bekleidet hatte. Erstaunlich rüstig, macht er seinen Ehrentanz, bewirtet die ganze Heimat voll Stolz und zieht fröhlich mit herum, bis man endlich zum neuen Zechmeister kommt, wo wieder Ehrentanz, allgemeines Tanzen und Bewirtung folgen. Dann wird die Lade in das neue Zechmeisterhaus getragen, drei Mitglieder der Zunft, welche die Schlüssel in Verwahrung haben, sperren sie nun entblößten Hauptes auf, übergeben die geöffnete Lade dem nunmehrigen Vorsteher⁴⁾, wobei der Inhalt besichtigt und genau überprüft wird, ob nichts von den Zunftschätzen fehlt.

⁴⁾ Leider sind alle dabei einst üblichen Spruchformeln in Vergessenheit geraten. Nach einem Berichte des Herrn Inspektors Karl Katschtaler von 1909

Nach der Uebergabe wird mit dem Hauerschild allein zum „Kronenwirt“ zurück marschiert, wo der allgemeine Tanz und das gewöhnliche Treiben des Nachkirchtags beginnt, bei dem es immer noch hoch hergeht.

Diese heute wohl schon recht seltene Festlichkeit hat noch ein kleines Nachspiel, das den Beteiligten gewiß nicht unlieb sein dürfte. Der neue Zechmeister bekommt nämlich zu Weihnachten als Ersatz für seine Bewirtungsauslagen von jedem Zunfmitglied ein Viertelschaffel (etwa 14 Liter) Wein, auch der Zechknecht wird mit Wein und Weißbrot beschenkt.

Wenngleich der geschilderte Brauch, der nach dem Hergange vom 25. August 1930 beschrieben ist, nicht älter sein dürfte als die Mistelbacher Weinbauerzunft, nämlich 240 Jahre, so ist er doch durch seine Aehnlichkeit mit anderen niederösterreichischen Winzerumzügen sehr bedeutungsvoll. Da haben wir vor allem den Perchtoldsdorfer Hüterumzug⁵⁾, der gleichfalls mit einem Kirchgange verbunden ist und dessen mündlich überlieferte Entstehungszeit nach der Türkennot von 1683 vielleicht dem ungefähr gleichzeitigen Beginn des Mistelbacher Brauches mit der Freude über den Türkensieg und mit dem Wiedererwachen des ganzen Volks- und Wirtschaftslebens erklären läßt, das nach der Befreiung des Landes von der mehr als 100 Jahre langen Türkenfurcht und Türkennot einsetzt. Das Hauptstück bildet in Perchtoldsdorf aber die „Hirtagrützen“, ein Weinbaum, der ebenso lustig geschwungen wird, wie Hauerschild und Truhe zu Mistelbach. Noch mehr Aehnlichkeit zeigt der Weinhüterumzug in Neustift am Walde (Wien XVIII), bei dem eine mit reifen Trauben und anderem Obst sowie mit buntem Tand geschmückte Krone gleichfalls von zwei Burschen auf den Schultern getragen wird, in denen Professor Dr. A. Haberlandt mit vollem Rechte die Erinnerung an die biblischen Kundschafter mit der Traube sieht. Das Ziehen von

wurde beim Feste der Uebertragung der Zunftlade zu Mistelbach der Tisch des Zechmeisters mit einem Traubenbocke (Weinbergeiß) geschmückt (Linsbauer, Die „Weinbergoas“, Zeitschrift für österr. Volkskunde, XV. Jg., 1901, Heft 3 und 4). Heute ist auch die Erinnerung an diesen Brauch verschwunden.

⁵⁾ A. Haberlandt, Aus den Weingebirgen, Festschrift der Jugendbundesgruppe Germania des deutschen Schulvereins Südmark in Perchtoldsdorf, Seite 8—10.

Haus zu Haus, das Bewirten und Tanzen, das Schwingen der Krone finden wir hier gleichfalls⁶⁾, doch handelt es sich hauptsächlich um ein Hüter- und Jugendfest, während in Mistelbach die Weinhüter gar nicht hervortreten. In einfacher Form leben Winzerumzüge noch in den Weinorten am Wagram, wie beispielsweise in Gösing oder Fels, wo der Bürgermeister zur Kirchtagsöffnung von den Burschen mit Musik abgeholt wird. An der Spitze des Zuges gehen zwei Hüter, welche den Hüterkranz tragen. Er ist aus Weinlaub, aber mit Trauben und anderem Obst sowie mit Bändern und Blumen geschmückt. Dieser wird nach der Rückkehr zum Gasthause an der Decke des Tanzbodens aufgehängt.

Solche Umzüge, wie der von Neustift, welcher der Ueberlieferung nach ebenfalls 200 Jahre alt ist⁷⁾, also auch auf die Blütezeit Oesterreichs nach den Türkenkriegen zurückzuführen ist, waren vor 1848 in der Umgebung Wiens allgemein üblich⁸⁾. Sie stellen aber bloß einen in jener glücklichen Zeit neu belebten uralten Brauch dar, der uns in allerdings nur wenig ähnlicher Form vom Beginn des 17. Jahrhunderts aus Nürnberg berichtet wird, welcher mit dem vor noch nicht langer Zeit zu Jetzelsdorf bei Haugsdorf üblichen Pfingstumzug verwandt erscheint, in welchem Anklänge an den Kult der germanischen Erdgöttin gesehen werden können⁹⁾.

Ist schon die Verwandtschaft der Mistelbacher Nachkirchtagsumzüge mit anderen alten Volksfesten interessant, so finden sich auch verschiedene andere anregende Beziehungen und Vorbilder hinsichtlich der beiden Hauptstücke, der Winzerkrone und der Zunfttruhe. Letztere ist bei den Weinbauern allgemein in Anwendung gekommen, als sie sich nach dem Beispiele der deutschen Handwerker ebenfalls zu Zünften zusammenschlossen, was beispielsweise bei Krems schon 1447 vollzogen war¹⁰⁾. Gleichwie dort schon seit 1625 eine Innungslade der Weinbauer nachweisbar ist, hatten auch die Mistelbacher Winzer nach einer Urkunde von

⁶⁾ A. Haberlandt, Volkstümliches aus Groß-Wien, Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 28. Jg., 1923, Seite 1—3.

⁷⁾ Kleines Volksblatt vom 20. August 1929, Seite 6.

⁸⁾ Geramb a. a. O., Seite 74.

⁹⁾ Hrodegh, Ueber die germanische Erdgöttin und deren Nachklänge in unserem Volksleben, Zeitschrift für Volkskunde, 1. Jg., 1925, Seite 128—29.

¹⁰⁾ Kinzl, Chronik der Städte Krems und Stein, Seite 553.

1709 eine Zunfttruhe¹¹⁾), die bei allen Innungszusammenkünften und als Zunftkasse eine sehr bedeutende Rolle spielte, wie das Privileg selbst besagt.

Schwieriger ist die Deutung des zweiten Zunfaltertumes, des Hauerschildes in Form einer Krone. Solche Zierstücke sind bekanntlich im Volkstum vielfach von Wichtigkeit. Sie begegnen uns als Mädchenschmuck bei kirchlichen Umzügen, wie beispielsweise bei Fronleichnamsprozessionen in Tirol¹²⁾ oder als Männerzier bei Faschingsfesten im Salzachtale, wo Hahnenfederkronen aufgesetzt werden¹³⁾, dann als die bekannten schönen Totenkronen¹⁴⁾, vor allem aber als Erntekränze und Erntekronen¹⁵⁾. Diese letzteren und die reich verzierten, mit Trauben behängten Hüterkronen des Wiener Weingebietes¹⁶⁾ sind jedenfalls die Erinnerung an einen altheidnischen Erntepferbrauch, der schon in den Dionysosumzügen zu Athen ein Vorbild hat, aber auch in die christliche Kirche Eingang fand, da man ja heute noch vielerorts die Erstlingsfrüchte auf den Altar eines Gotteshauses als Dankesgabe legt.

Das Mistelbacher Hauerschild kann wohl nur als symbolische Nachahmung der Opferung der ersten reifen Weintrauben gelten, weil an der Krone bloß aus Holz geschnitzte Trauben hängen, obgleich der feierliche Aufzug mit ihr zum Burschenamte sehr auf eine Fruchtopferung weist. Da aber jene Krone, wie schon der Name sagt und wie insbesondere auch die angehängten Nachbildungen der Arbeitsgeräte erweisen, zugleich das Zunftzeichen

¹¹⁾ Meinem Schüler, dem Lehramtsanwärter Franz Frühwald, verdanke ich eine sorgfältige Abschrift dieses Privilegs sowie wichtige Angaben, desgleichen auch meinem Schüler, dem Lehramtsanwärter Alois Schodl, beide aus Mistelbach.

¹²⁾ Geramb a. a. O., Seite 51.

¹³⁾ ebenda Seite 24.

¹⁴⁾ Michael Haberlandt, Einführung in die Volkskunde, Seite 42.

¹⁵⁾ ebenda Seite 47, Geramb a. a. O., Seite 69. Auch der oben erwähnte Hüterkranz gehört hierher. — Das Museum für Volkskunde in Wien enthält viele schöne Kronen, wie Salzburger Perchtenkappen, Hochzeits- und Totenkronen sowie Erntekronen aus Nieder-Oesterr. (A. Haberlandt, Führer durch das Museum für Volkskunde, Wiener Zeitschrift für Volkskunde, XXXV. Jahrg. 1930, Seite 84, 85 und 88).

¹⁶⁾ A. Haberlandt, Volkstümliches aus Groß-Wien. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 28. Jahrg., 1923, Seite 1). Hieher gehört vor allem die schöne Hüterkrone von Ottakring im Museum der Stadt Wien. Die erwähnte Ländorfer Winzerkrone diente jedenfalls auch für Hüterfeste.

war¹⁷⁾, welches man eben bei den Festzügen zur Schau bringen wollte, was altem Handwerksbrauche entsprach, so hat dieses Umhertragen der Krone zweifache Bedeutung. Am Vormittage kommt das religiöse Moment mehr zur Geltung, nachmittags der Stolz auf den Beruf und die Freude an der in Aussicht stehenden, guten Weinernte.

Das Ueberbringen der Lade vom alten zum neuen Zechmeister ist natürlich ein Zunftbrauch, der aber zweifelsohne gerade in Mistelbach sein Vorbild in dem einst allgemein üblichen Uebertragen von Gemeindelade und Richterstab aus dem Hause des abtretenden zum neu bestellten Ortsrichter hat, wie es uns aus der Volksüberlieferung noch beispielsweise von Wagram bei Feuersbrunn¹⁸⁾ oder aus der Oststeiermark bekannt ist¹⁹⁾ und wie wir es vor allem in den alten Ortsrechtsaufzeichnungen Niederösterreichs oft erwähnt finden²⁰⁾. Dies geschah in einem feierlichen Aufzuge und bei der Uebergabe kamen ganz bestimmte Sprüche in Anwendung, die uns aus einer Aufzeichnung der Heiligenkreuzer Stiftsherrschaft vom Ende des 17. Jahrhunderts genau bekannt sind²¹⁾. Einem allgemeinen Landesbrauche entsprach es weiters, den Zechmeister wie auch den Ortsrichter stets auf zwei Jahre zu bestellen²²⁾. Die Sitte der Bewirtung mit Wein ist zwar dem gebräuchlichen Ständchenbringen beim Kirchtage entsprungen, zeigt aber darin, daß alle Zunftmitglieder zu trinken bekommen, die Erinnerung an die einst gar sehr beliebten Zunftmahlzeiten²³⁾,

¹⁷⁾ Auch die Weinhauerinnungen hatten über ihrem Zunftische Innungszeichen oder Schilder hängen. Von solchen enthält das Weilmuseum zu Krems mehrere Stücke, u. zw. das der Spitzer Weinhauer von 1706 sowie das von Krems aus dem Jahre 1728, welches gleichfalls eine aus Holz geschnitzte, hängende Traube aufweist, dann ein holzgeschnitzter Kranz von Weinlaub und Trauben, das Schild der Weissenkirchener Winzeressöhne von 1835, schließlich zwei kleine Preßmodelle, die in den Gasthäusern Niederösterreichs allgemein üblichen „Hauerzeichen“.

¹⁸⁾ Nach Mitteilung von Herrn Karl Wallner in Wagram.

¹⁹⁾ Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum, S. 103.

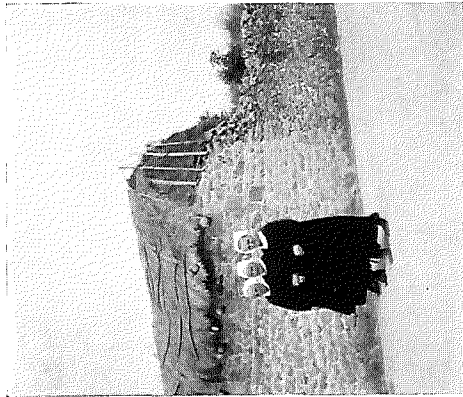
²⁰⁾ Winter, Nied.-öst. Weistümer, I. B., Seite 510; II. B., Seite 220, 486, 546 u. a.

²¹⁾ ebenda, I. B., Seite 458, Zeile 38 ff.

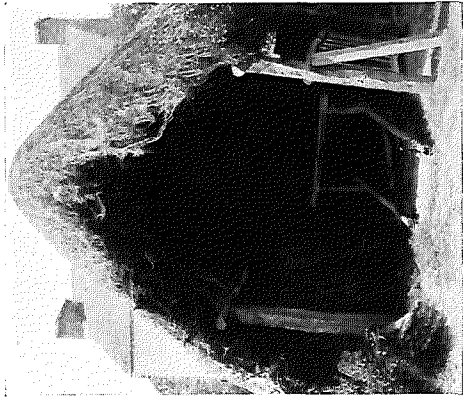
²²⁾ ebenda, II. B., Seite 486 und Kinzl à. a. O., Seite 550.

²³⁾ Diese Aufklärung sowie viele andere wertvolle Aufschlüsse gab mir bereitwilligst der vortreffliche Kenner niederösterreichischer Volkskunde, Professor Dr. Heinrich Rauscher, dem hiemit der verbindlichste Dank zum Ausdrucke gebracht wird.

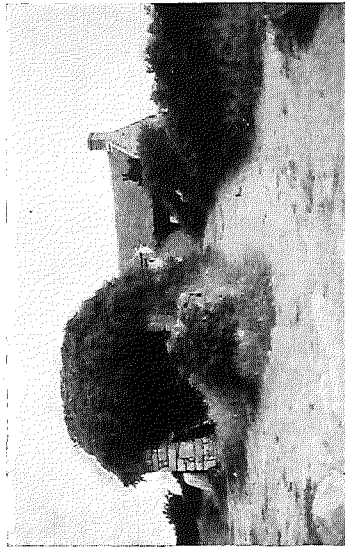
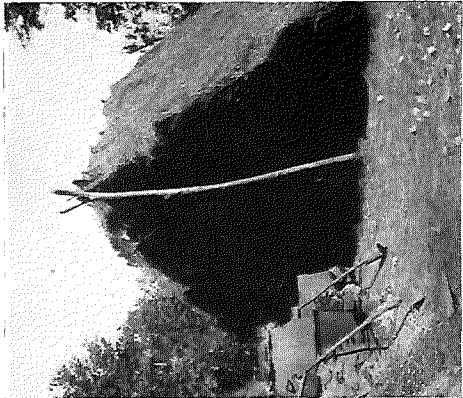
1



2



3



4



5

Bretonische Primitivbauten (Aufnahmen: Prof. Jungwirth).

die der gastliche Sinn der Mistelbacher Winzer auf alle übrigen Heimatgefährten ausdehnt, welche an ihrem Freudefeste mit-halten.

Der Nachkirchtag zu Mistelbach mit seinen Umzügen umfaßt also eine ganze Fülle alten Brauchtums, er vereinigt antike Nachklänge und vielleicht auch Altgermanisches mit Christengeist, Handwerkertum und Landwirtschaft, die Erinnerungen an Rechts-einrichtungen mit landläufigen Umzügen und Volksfesten; er ist wirklich ein Mischfest²⁴⁾ im besten Sinne und in wunderschönster Ursprünglichkeit, welche heute in Niederösterreich schon ganz vereinzelt dasteht.

Reisebeobachtungen zur bretonischen Volkskunde.

Von Dr. H. Jungwirth, Wien.

(Mit 5 Abbildungen.)

Die volkstümliche Kultur der Bretagne macht auch jetzt noch im Großen und Ganzen den Eindruck der Geschlossenheit, allerdings sprechen bereits manche Anzeichen dafür, daß ihre Auflösung in der Zukunft rascher fortschreiten wird. Das Auto wirkt in dieser Hinsicht mit seinem rasenden Tempo stärker als die Eisenbahn, die in der Bretagne, abgesehen von ein oder zwei Hauptlinien, kaum unseren Ansprüchen an die kleinste Lokalbahn entspricht. Dazu kommt die auch hier spürbare Wirtschaftverschlechterung, denn als ein Anzeichen dafür muß die Forderung nach Abschaffung der Luxussteuer auf alles Zubehör der wertvollen Männer- und Frauentracht angesehen werden, wie sie von kulturellen Vereinigungen des Morbihan an den Landtag gestellt wurde mit der Begründung, daß durch die hohen Preise die volkstümliche Landestracht schwinden werde. Gerade diese ist in der Bretagne ein Hauptanziehungspunkt für den Fremden.

Da die Erschließung des Landes durch den Autoverkehr sprunghaft vorwärts geschritten ist, kann es nicht verwundern, wenn Altes und Neues in der Volkskultur nebeneinander steht; so finden sich neben dem Wohngebäude (Mensch und Vieh wohnen unter einem Dach) Hütten, die zu jenem in einem jeden Fremden

²⁴⁾ M. Haberlandt, a. a. O., Seite 44.

sofort in die Augen springenden Gegensatz stehen. Wird das Wohnhaus immer mehr nach städtischer Art (es hat einen Oberstock und weiße Spitzengardinen) gebaut, so stellen diese Nebengebäude die urtümlichste Bauform dar. Abb. 3 zeigt den aller-einfachsten Bau einer Zelthütte. Mit dem Kochkessel für Futterrüben davor macht sie den Eindruck der Hütte eines Tiefkulturvolkes, doch gehört sie zu einem stattlichen Bauernhaus mit Oberstock in nächster Nähe von Landerneau in der Bucht von Brest. Diese Hütte ist aber keine Einzellerscheinung sondern allgemein anzutreffen. Als Bedachung dient eine dichte Schichte von Stroh oder Ginster und anderem Gestrüpp aus den „landes“, die ohne Befestigung auf das Dachgebälk aus Eichengeäst gelegt wird. Kleine Eichengrundstämme mit einer Zwiesel halten dieses empor bis etwa $2\frac{1}{2}$ — 3 m.

Eine fortgeschrittene Bauart zeigt Abb. 2 mit der einfachsten Form eines Dachstuhles; man sieht darauf, daß das Gebälk keine gefällige Formen zeigt, krumm und ungleichmäßig ist, da nur knorrig und verwachsene kleine Eichen zur Verfügung stehen. Eine weitere Entwicklung zeigt Abb. 4. Die massiven Seitenmauern und die Bedachung aus einer Stroh- und Ginsterschichte stehen in merkwürdigem Kontrast zu einander. Die urtümlichste Hüttenform ist eben doch noch nicht ganz verdrängt. Wenn man die Dachschichte gegen den Wind befestigen muß, legt man Stangen quer darüber; mit Steinen, die auf beiden Seiten an Gurten und Bändern angehängt sind, ist alles niedergehalten (Abb. 1). Statt der Steine verwendet man auch unbrauchbar gewordene Hausgeräte und man kann unter anderem alte Wagenräder und sogar einen alten Kinderwagen baumeln sehen. Eine oder zwei dieser primitiven Hütten stehen unregelmäßig um das Haus; wenn eine Steinmauer einen Hof bildet, in dessen linker Ecke. Ackergeräte und Wagen sind hier untergebracht, doch werden sie auch als Unterstand für das Vieh im Sommer verwendet. In diesem Falle haben sie Seitenmauern (Abb. 5).

Außer an diesen Hütten kann man auch bei den Ackergeräten die altertümlichsten und daneben die modernsten Formen sehen. Statt mit der Egge streift man auch jetzt noch einen Haufen Dornen über das Feld und die ganz hölzerne Egge ist noch im Gebrauch. 4 starke Längsbalken und ebensoviele Querbalken bilden den Rahmen; auch solche mit hölzernen Zähnen sind noch zu sehen. Auf Abb. 2 ist eine ein wenig zu sehen. Jetzt sieht man die ganz

eiserne Egge, die bereits überall in Verwendung kommt, auf den Wagen der aus der Stadt heimkehrenden Bauern. Diese Altartigkeit in den Ackergeräten charakterisierte im Sommer 1929 ein französischer Reisender aus Burgund mir gegenüber kurz und treffend: Die bretonischen Bauern arbeiten mit Geräten, die sie anscheinend aus den Museen holen.

Daher sucht man von Seiten des Staates die Landwirtschaft zu intensivieren und die Genossenschaften sind in dieser Hinsicht eifrig tätig. Aus manchem bretonischen Bauern kann man diesem Drängen gegenüber eine gewisse Ablehnung heraushören; er ist gekränkt, daß man ihn immer als zurückgeblieben erklärt und auf ihn einwirkt, daß er neue Ackerbaugeräte verwendet. Er spricht dies dem Fremden gegenüber gelegentlich aus mit der sarkastischen Frage, warum man sich gerade für ihn interessiere, da er doch als unmodern gelte. Es bedarf dann größter Vorsicht von Seite des Volkskundeforschers, daß er das Zutrauen des Bauers gewinnt.

Zum kulturgeschichtlichen Alter des Blockbaues.

Von Richard Pittioni, Wien.

(Mit zwei Abbildungen.)

Bei dem heutigen Stande der Volkskunde gehört es zu einer ihrer vornehmsten Aufgaben, die Verbindung mit dem Vergangenen, mit der Früh- und Urzeit Europas, aufrecht zu erhalten. Soll die Volkskunde nicht in einer reinen Beschreibung des Tatsächlichen stecken bleiben, soll sie vielmehr zu einer historischen Wissenschaft ausgebaut werden, dann ist die Heranziehung jener alten, durch die Arbeit des Spatens ans Tageslicht geförderten Quellen unbedingte Notwendigkeit. Nicht nur, daß die Volkskunde ihre Kenntnisse über gewisse Typen erweitern wird — um Reste der Ergologie wird es sich ja meistens bei Ausgrabungen handeln — auch jener, die Quellen liefernde Zweig der Geschichte, die Urgeschichte, wird mannigfache, wertvolle Anregungen aus dieser Zusammenarbeit erzielen.

In diesem Sinne sei es gestattet, Material zusammenzutragen, aus dem sich das Alter des heute noch in den Alpenländern so weit verbreiteten Blockbaues annähernd ermitteln läßt. Nachdem es sich im Folgenden um urgeschichtliche Funde handelt, so ist es zweckmäßig, zum besseren Verständnis einige allgemeine Bemerkungen über das Material vorzuschicken, aus dem der Ausgräber seine Schlüsse zu ziehen hat.

Dieses Material kann in zweifacher Hinsicht, direkt oder indirekt, Aufschluß über die Bauweise des Hauses im Allgemeinen, und über den Blockbau im Besonderen geben; direkt insofern, als — im speziellen Falle —

vom Ausgräber Reste der Blockwandung oder des Blockverbandes gefunden werden und indirekt in der Hinsicht, daß Reste des Hauses oder der Hauswandung vorliegen, die aus ihrer Beschaffenheit den Schluß auf eine Blockbildung zulassen. Es liegt in der Natur der Sache, daß direkte Zeugnisse von Blockbauten nur in verhältnismäßig geringer Anzahl vorhanden sind, da nur in wenigen Fällen so günstige Umstände vorliegen, die für die Erhaltung des Holzes notwendig erscheinen. Solche günstige Erhaltungsmöglichkeiten sind z. B. gegeben, wenn das betreffende Haus ganz oder zum Teil von einer Schicht umgeben wird, die den Zutritt der Atmosphäre verhindert; dies ist meist dann der Fall, wenn Wasser oder Torf oder Erde den Bau umschließen, also bei Pfahl- und Moorbauten und bei Grabhäusern, die von großen Erdhügeln bedeckt sind.

Hingegen sind aber die Fälle bedeutend zahlreicher, bei denen sich aus dem Material nur indirekt oder mittelbar Aufschlüsse über die Bauweise des Hauses ergeben. In solchen Fällen ist es gewöhnlich der mit dem Namen Hüttenlehm bezeichnete, hartgebrannte Wandbewurf, der aus seiner Gestalt Schlüsse über die Bauweise der Wandung ermöglicht. Die Hüttenlehmstücke zeigen auf der einen Seite eine glatte Oberfläche, während die andere die Negative der Wandunebenheiten wiedergibt. Lassen sich auf dem Hüttenlehm kleine, parallel laufende Rinnen feststellen, dann ist der Schluß berechtigt, daß die Wand aus Flechtwerk gebildet war, sind hingegen große, mehr runde Abdrücke zu erkennen, dann kann mit gewisser Berechtigung auf eine Blockwandung geschlossen werden.

In dem Rahmen dieses kurzen Berichtes ist es nicht möglich, alle bisher in der Literatur bekannt gewordenen Funde urgeschichtlichen Blockbaues anzuführen, weshalb nur die besten und lehrreichsten Beispiele genannt seien¹⁾.

An erster Stelle wäre der latènezeitliche Pfahlbau vom Piperbühel am Ritten zu erwähnen, der in die Reihe der unmittelbaren Funde einzuordnen wäre²⁾, da ein Stück eines Balkens mit der typischen Kerbe festgestellt werden konnte.

Der späteren Hallstattzeit ist dann die Grabkammer von Villingen zuzuteilen³⁾, die dann auch insofern von Bedeutung ist, als wir durch sie von einer Art der Blockverbindung in Kenntnis gesetzt werden, die wir heute mit dem Ausdruck „Gerung“ bezeichnen. Man versteht darunter den Vorgang, gleichlange, im Querschnitt rechteckig oder quadratisch zugerichtete Stämme

¹⁾ Vergleiche meine — gleichfalls nicht vollständige — Zusammenstellung „Zur Kenntnis des vorgeschichtlichen Blockbaues“, *Sudeta*, IV., 1929, Seite 138—147. Das hier vorgeführte Material ist der dortigen Arbeit entnommen.

²⁾ O. Menghin: Ein umwallter Latènepfahlbau am Ritten (Südtirol). *Wiener Prähistorische Zeitschrift*, I., 1914, Seite 53—77.

³⁾ In der mittleren und späten Hallstattzeit (ca. 700—500) war es Sitte, die vornehmen Toten in Holzhäusern zu begraben, um die große Erdhügel aufgeschüttet wurden. Die dicke, oft wasserundurchlässige Erdschicht ist auch der Grund für die gute Erhaltung des Villingener Grabhauses.

so übereinander aufzuschichten, daß jeder zweite Stamm an den Ecken über die senkrecht hiezu verlaufende Wand hinausragt. Vom Dache der Villinger Hütte wäre zu sagen, daß es als Ansdach, das ja aus der Volkskunde geläufig ist, zu bezeichnen wäre.

Ungefähr in die gleiche Zeit ist ein Blockbau zu setzen, der in Hallstatt in der Nähe der Ausmündung des Maria-Theresiastollens gefunden worden war; die einzelnen Balken zeigen die gebräuchliche „lagerige“ Zurichtung ihrer Enden. Ein interessantes Detail ist von diesem Hause zu erwähnen; die Blockwände sind nämlich in gewissen Abständen durch aufrecht stehende Pfosten gestützt worden, was anscheinend auf die Geländebildung an dieser Stelle zurückzuführen sein dürfte.

Von frühhallstättischen Funden seien genannt die oberste der drei Siedlungen vom Riesi am Hallwyler-See und die Moorsiedlung Buchau am Federsee in Württemberg; beide Orte haben Funde der ersten Art ergeben.

In die späte Bronzezeit fällt dann die bekannte Quelfassung von St. Moritz im Engadin, die in dem gewöhnlichen Blockverband ausgeführt war. Die gute Erhaltung des Holzes ist darauf zurückzuführen, daß die Quelfassung ganz mit Schlamm und Lehm angefüllt war, die den Luftzutritt verhinderten.

Gleichzeitig, wenn nicht etwas älter sind die Terramaren Oberitaliens; diese verdanken ihre Entstehung dem Schutzbedürfnis der Siedler, die sich längs des Po angesiedelt hatten und durch die Ueberschwemmungen dieses Flusses oft bedroht waren. Jede einzelne Terramarenanlage war von einem Erdwall umgeben, dessen hölzerne Substruktionen in Blocktechnik ausgeführt waren. Reichliche Funde solcher Holzbauten kennen wir aus einer der bekanntesten Terramare, der von Castione dei Marchesi in der Nähe von Borgo S. Domino in Parma.

Gehen wir dann etwas weiter zurück, so kennen wir erst aus den spätneolithischen Pfahlbauten am Bieler See, aus der Station I von Gerolfingen, einen an einem Ende „lagerig“ zubehauenen Balken.

Von den mittelbaren Zeugnissen für urgeschichtlichen Blockbau sei nur die ungefähr gleichzeitige Siedlung am Grillberg bei Elsbethen in Salzburg erwähnt, in der Hüttenlehm der entsprechenden Gestalt gefunden wurde.

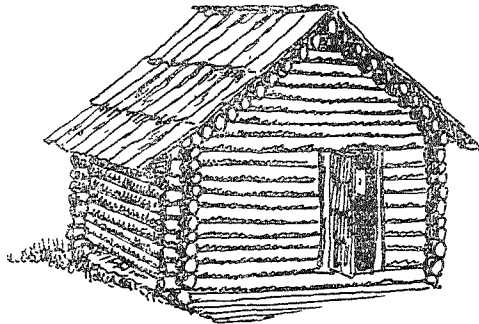
Aus den hier kurz genannten Funden ist also ersichtlich, daß — soweit unsere heutigen Kenntnisse reichen — der Blockbau in Mitteleuropa seit ungefähr 2000 n. Ch. belegt erscheint, seit jener Zeit, in der sich der nordische Kreis der Indogermanen in Mitteleuropa bemerkbar macht. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß wir den Blockbau den Indogermanen zuschreiben müssen, obwohl die natürliche Voraussetzung für dessen Entstehung — Holzreichtum — in den skandinavischen Ländern vorhanden gewesen wäre. Solange wir aber nicht über reichere Funde der in Rede stehenden Art verfügen, solange läßt sich auch über das kulturgeschichtliche Alter des Blockbaues nichts Sicheres angeben. Das Eine läßt sich mit gewisser Berechtigung wohl vermuten, daß der Blockbau, dessen Herstellung eine gewisse Fertigkeit in der Handhabung der hiezu geeigneten Schlaggeräte voraussetzt, bereits im vollentwickelten Neolithikum Nordeuropas in Verwendung stand.

Läßt sich also für die Volkskunde ein ungefähr 4000-jähriges Alter des Blockbaues sichern, so schöpft der Urgeschichtsforscher aus dem rezenten Material insofern mit viel Gewinn, als er für seine Rekonstruktionen die heutige primitive Bauweise zum Ausgangspunkt seiner Ideen machen muß.



1. Wiederherstellung einer Blockhütte (nach Reinerth).

Es soll hier einmal mit allem Nachdruck darauf verwiesen werden, daß es unbedingte Pflicht eines Ausgräbers ist, für die Rekonstruktion der von ihm festgestellten Hüttenreste einen, in der primitiven Bauart erfahrenen Volkskundler heranzuziehen, dem es bei weitem leichter gelingen wird, aus den erhaltenen Resten eine halbwegs zutreffende Rekonstruktion zustande zu



2. Vorgeschlagene Wiederherstellung einer Blockhütte.

bringen. Ich habe bereits an anderer Stelle⁴⁾ auf die verunglückte Rekonstruktion der hallstattzeitlichen Siedlung von Buchau hingewiesen und möchte hier nochmals die beiden Bilder ohne lange Erklärungen bringen, die sich ja jeder Sachkundige selbst ergänzen kann.

⁴⁾ a. a. O., Seite 146.

Abb. 1 zeigt die von Reinerth gegebene Wiederherstellung einer Blockhütte, während Abb. 2 versucht, die heute in den Alpenländern übliche Bauweise zur Grundlage zu nehmen. Von noch geringerer Sachkenntnis zeugen die jüngst von R. R. Schmidt veröffentlichten Rekonstruktionen der spätneolithischen Häuser von Aichbühl im Federsee⁵⁾, bei denen es sich zwar nicht um Blockhütten handelt, die aber für die Geschichte des Hauses von nicht geringer Bedeutung sind. Die hier gebotenen Rekonstruktionen scheinen unter Mitwirkung von Zimmerleuten entstanden zu sein, die nur von der modernen Bauart Kenntnis hatten. In einem anderen Zusammenhang werde ich auf diese Fragen näher eingehen.

Dreikönigslieder.

Dr. Gisela Mayer-Pitsch.

Im Jahrgang 1928, 6. Heft, Seite 142 wird das in Knittelfeld am häufigsten gesungene Dreikönigslied gebracht. Am Dreikönigstag 1930 hörte ich noch zwei weitere Lieder, die zum Teil wohl verstümmelt sind, zum Teil Zeilen aus dem früher gebrachten Lied ausweisen, wie die Schlußzeilen von: „ich bin der König aus Morgenland“ (Mohrenland) bis ich hab die Kass' in Bereitschaft gestellt = der mit der Kass' in Bereitschaft steht. Statt Sibirien erscheint nun Siebenbürgen, sogar die märchenhaften 7 Berge werden genannt, die Erwähnung des Herodes, der zum Fenster herauschaut, erinnert an die Darstellung der Krippen, die so aufgestellt werden daß das Haus des Herodes, mit Herodes am Fenster, im Vordergrund steht. Die Sänger der Lieder waren gebürtige Knittelfelder Kinder, die den Wortlaut von größeren Knittelfelder Jungen mündlich überliefert erhalten hatten. Die Lieder lauten:

1. Drei Könige führt die göttliche Hand
Mit einem Stern aus Morgenland.
Zum Christkind, durch Jerusalem,
In einem Stall zu Bethlachen.
Wir kommen daher in schnellster Eil',
In dreizehn Tagen vierhundert Meil!
Wir kommen vor Herodes Haus,
Da schaut Herodes zum Fenster heraus.
Nach Bethlehem, zur Davids Stadt,
Wohin der Stern gezeiget hat.
Was schafft Ihr da, Ihren lieben drei Herren?
Wir wollen dem Kind Gold, Weihrauch und Myrrhen verehren.
Gott führ' uns auch zu diesem Kind
Und mach uns zu seinem Hofgesind.
2. Wir heiligen drei König wir kommen zu Euch,
Viel Glück und Gesundheit wünschen wir Euch.
Herodes schaut beim Fenster heraus,
Herodes lacht beim Fenster heraus:
Warum ist der mittlere König so schwarz?

⁵⁾ R. R. Schmidt: Jungsteinzeitsiedlungen im Federseemoor,
1. Lieferung, 1930.

Er ist nicht schwarz, er ist nicht weiß,
 Er schaut dem heiligen drei König gleich.
 Wir kommen von sieben Bergen
 Und fahren übers Meer,
 Der Stern hat uns gezeiget
 Zu diesem Haus hierher.
 Ich bin der König aus Morgenland
 Mich hat die Sonne so schwarz gebrannt.
 Ich bin der König von Siebenbürgen
 Ich bringe Weihrauch und Myrrhen.
 Ich bin der König von Nazareth,
 Ich habe die Kass' in Bereitschaft gestellt.

Aus dem albanischen Volksleben.

Von Dr. Arthur Haberlandt, Wien.

Wenn ein wissenschaftlich interessierter und künstlerisch kultivierter Oesterreicher auf Reisen eigene Wege geht, darf die Wissenschaft davon allemal manche Bereicherung erwarten. Sie gewinnt sie auch aus dem neu erschienenen Buch von H. A. Bernatzik: Europas vergessenes Land. (Wien, Seidl & Sohn, 1930), das von Albanien handelt und mit 195 ganzseitigen Bildern auf das geschmackvollste ausgestattet ist. Besondere Erwähnung verdienen die Farbaufnahmen von Shingjon am Krabepaß vor Elbassan, die die prächtig gemusterten Stoffe der Schürzen bestens erkennen lassen, die die Frauen als hausgemachten Feststaat anlegen. Ebenso seien die wohlgelungenen Bilder von Frauen bei der Textilarbeit, aus dem häuslichen Leben und eine Bildergruppe aus dem Lebenskreis der noch unter dachförmigen Zelten hausenden Aromunen in Südalbanien der Beachtung empfohlen und dabei ein hölzernes Grabkreuz mit Seelenvögeln aus der Gegend von Mamuras besonders angemerkt. Der Text behandelt mit kultivierter Geistigkeit so manche der eigenartigen Kulturprobleme des Landes, allerdings nicht ohne eine gewisse romantische Vertiefung neuerer Schattenseiten wie Altformen des Lebens, das sich nun doch in den verschiedenen Landschaften des Königreiches recht unterschiedlich geartet zeigt. Die Schätzung eines allzustark auftragenden Reisenden, daß in Albanien der Blutrache vor dem Kriege (!) mehr als die Hälfte der Männer dieser mittelalterlichen Fehdeform zum Opfer gefallen seien, hat bereits F. Baron Nopcsa 1905—06 für die Malejja und Mirdita auf Grund genauer Erhebungen mit 19% der Todesfälle richtig gestellt. Daß die Liebe unter den jungen Leuten und bei der Eheschließung keine Rolle spielt, daß der junge Mann seine Zukünftige überhaupt nicht sieht usw., sollte auch einmal, ebenso wie das Problem der Stellung der Frau mit richtigerer Volkserkenntnis behandelt werden. Hiefür müssen die vortrefflichen Ausführungen von M. Lambertz über die Liebespoesie der Albaner in Erinnerung gebracht werden, (Die Volkspoesie der Albaner — Sarajevo 1917, Seite 48 ff.), die ebenso wie anderwärts zarte, innige, wie

männlich herbere und derbere Saiten der Empfindungswelt dieses Volkes anklingen läßt. Und der unbefangene beobachtende Volksforscher muß sich zudem doch fragen, wenn er die Mutter und Tochter von weit her aus dem Gebirg zum Markt kommen sieht, oder das bunte Gewimmel der Volksfeste am Georgs- oder Johannestag überschaut, wo dabei denn die albanischen Burschen ihre Augen haben mögen, und für wen das weibliche Geschlecht sich hier in seinem vollen Feststaat zeigen mag. Was die Stellung der Frau im öffentlichen und häuslichen Leben betrifft, so lassen sich dabei städtische der armseligen Gebirgler gegenüber der Lebenshaltung der wohlhabenden Bevölkerung der Drinebene wie der mehr städtischen Siedlungen des mohammedanischen Mittelalbaniens und der orthodoxen Bevölkerung Süd-Verhältnisse, gegenüber den ländlichen im allgemeinen und hier wieder die albanien überhaupt nicht so ohneweiters auf den Nenner indogermanischer Primitivität bringen. Am stärksten hat sich orientalisches verschlossenes Lebenssitten der Weiblichkeit, die sich noch aus byzantinisch-östlichem Kulturerbe herschreiben mag, in den städtischen und stadttartig geschlossenen Siedlungen Albanien durchgesetzt. In nachbarlichem Zusammenschluß von Gehöft zu Gehöft ist diese bürgerlich familiäre Lebenshaltung innerhalb der Lehmmauern, die die Straßen begleiten, aber auch in den mohammedanischen Gebieten eine durchaus zwanglose und schwatzhafter Lebensfreudigkeit durchaus nicht abgeneigt. Vollends bei den wohlhabenden Grundbesitzern der Drinebene schmückt sich die Bäuerin mit allem ansehnlichen Schmuck und Kleiderstaat, wenn sie den Gang zur Stadt antritt oder aber, wie der Referent selbst sie auf der Photoplatte festgehalten hat, hoch auf dem Reittier in Skutari Einzug hält. Die Gebirglerinnen aber hat seinerzeit (etwa in den 70-iger Jahren) ihr Bischof mit Verweigerung der Kommunion bedroht, wenn sie weiterhin die Kinderpflege so vernachlässigen würden, um ihre Kleidung mit Stickerie und Litzentand über und über herausputzen zu können. (Mitteilung von Frau General-Konsul Lippich-Linsburg.) Auch heute kann man ihnen die Lebensfreude auf dem Markt in Skutari nicht absprechen und das bescheidene häusliche Leben läßt den Bäuerinnen, außer in den ganz armen Gebirgslagen, Zeit genug zur Weberei und Wirkstickerie von Schmucktüchern, dann Stricken von Socken und anderen Marktwaren, mit deren Ausbietung sie allerorten recht gemüthliche — die Blutrache bedroht sie ja nirgendwo — Markttag verbringen. Was aber die Arbeitseinteilung bei der Landarbeit und das Holz- und Heuschleppen betrifft, so diene doch einmal allen mitteleuropäischen Forschungsreisenden zur unritterlichen aber sachgemäßen Auskunft der Volksforschung, daß man vor den Toren Wiens bereits die gleiche Arbeitseinteilung der Weiblichkeit begegnet, deren ärmerer Teil manchenorts im Winter mehr Holzlasten zu schleppen hat als die Albanerin das ganze Jahr und auf den Kartoffel- und Rübenfeldern eine Arbeitsleistung zu bewältigen, die zu der der Albanerin im gleichen Verhältnis steht, wie die hierortigen Anbauflächen zu den albanischen Felderflecken. Pflug- und Drescharbeit, der Tabakanbau, sowie die von den Albanern leider in der Neuzeit ungebührlich vernachlässigte Anlage von Berieselungskanälen im Gebirg ist allerorten Mannesarbeit. Das soll beileibe keine Apologie für die eingerissene Faulenzerei der Albaner gegenüber einer in der Vergangenheit des Landes ungleich regsameren und ertragreicheren Lebenshaltung und Wirtschaftsführung

sein. Aus ihr schreibt sich im übrigen die dem Albaner noch heute eigene, über die Begriffe des Mitteleuropäers hinaus so durchaus wohlbeschlagene Kalkulation von Dienstverrichtungen und Leistungen her. Das Futtergras eines Tragtieres getrennt von der Bezahlung der Nächtigung zu verrechnen, ist z. B. in einem Land mit regem Säumerverkehr eine jahrhundertealte Selbstverständlichkeit. Der Preis ist nun freilich für die Albanien seit Jahren besuchenden Fremdländer ein anderer als der übliche und auch im Kriege dem Sachkundigen und Bedarfheischenden mit geradezu schwedischer Gründlichkeit gegenüber den k. u. k. Papierzetteln valutarisch festgehaltene Marktpreis.

Dies einige erläuternde Feststellungen, die der frischen Erzählung des Verfassers keinen Eintrag tun mögen, sondern lediglich die unterschiedlichen Blickpunkte dartun sollen, die der Volksforschung gegenüber individuellen Reiseeindrücken ergibt.

Eines allerdings hat der Fachforscher auch gemeinhin als Oesterreicher dem Büchlein kritisch anzumerken. Es ist manchenorts von den beginnenden Kulturwerken, der Straßenentwicklung Albaniens usw. die Rede. Da hätte es nichts verschlagen, es ausdrücklich festzuhalten, daß es zuallermeist die Kulturleistungen österreichisch-ungarischer Truppen sind, deren Erbe das neue Regime in Albanien übernommen hat.

Hofrat Prof. Dr. Rudolf Meringer †.

Im Februar dieses Jahres verstarb im 72. Lebensjahre unser Ehrenmitglied und langjähriger Freund, der emeritierte Universitäts-Professor Dr. Rudolf Meringer, der berühmte Sprach- und Altertumsforscher der Grazer Universität, dessen vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit auch der Volkskunde in hohem Maße zugute gekommen ist. Schon im Jahre 1884 hat der damals jugendliche Gelehrte durch seine in den „Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft“ erschienene Studie über „das Bauernhaus von Altaussee“ den Anstoß gegeben, im Kreise dieser Gesellschaft das Studium der österreichischen Bauernhausformen aufzunehmen. I. R. Bünker, A. Dachler, A. Pecz, G. Bancalari u. A. haben diese Studien auf Grund eingehender und weitreichender Streckenforschung dann aufs erfolgreichste weiter gefördert. Sie wurden schließlich in den vom österreichischen Ingenieur- und Architektenverein herausgegebenen und von M. Haberlandt und A. Dachler bearbeiteten großen Tafel-Werke (mit Textband): „Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn“ zu einem vorläufigen befriedigenden Abschluß gebracht. Auch für die Geschichte und die volkskundliche Stellung des Hausrates hat R. Meringer grundlegende Forschungen beigebracht; in dem Buche: „Das deutsche Haus und sein Hausrat“ (1906), hat er schließlich alle seine einschlägigen Arbeiten zusammengefaßt. Weit aus am bedeutendsten und bahnbrechend hat R. Meringer mit der von ihm nach J. Grimm aufgegriffenen und auf das Vielseitigste verfolgten wissenschaftlichen Parole „Wörter und Sachen“ gewirkt, für welche er in der von ihm unter gleichen Titel herausgegebenen anerkannt

wertvollen und inhaltsreichen großen Zeitschrift (12 Bände und 5 Suppl.) ein in sprachwissenschaftlichen Kreisen, wie in denen der europäischen Volkskunde und Altertumforschung hochangesehenes und vielbenütztes Organ geschaffen hat. Als Lehrer und Forscher gleich anregend hat R. Meringer im besten Sinne Schule gemacht. Auch persönlich hat er mit wärmster Werbekraft und unermüdlichem Lehreifer auf Schüler und jüngere Fachkollegen gewirkt, und so wird sein Andenken in allen zuständigen wissenschaftlichen Kreisen stets in Dankbarkeit und Verehrung fortleben. Persönlich bewahre ich dem verewigten Freunde und Arbeitskollegen das wehmütvollste und freundschaftlichste Gedenken!

Prof. M. Haberlandt.

Professor R. F. Kaindl †.

Mit Professor R. F. Kaindl, der nach seiner langjährigen wissenschaftlichen Wirksamkeit an der Czernowitzer Universität das letzte Dezenium seines Lebens als Vertreter der Geschichtswissenschaft an der Grazer Hochschule verbrachte, ist ein unermüdlicher und besonders erfolgreicher Forscher und Sammler auf dem Gebiete der osteuropäischen Volkskunde, sowie ein wegweisender Erforscher des deutschen Kolonistentums in Galizien und der Bukowina und in Jugoslawien, dahingegangen. In zahllosen Mitteilungen über Volksleben und Volksbrauch der Ruthenen, besonders der Huzulen und Rumänen, die in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften 1894—1929 erschienen sind, sowie in selbständigen größeren Veröffentlichungen, wie dem Werke: „Die Volkskunde, ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode“ (1903), endlich mit seinen grundlegenden Arbeiten zur Geschichte des Deutschtums in Osteuropa hat sich Prof. Kaindl einen dauernden überaus ehrenvollen Namen in unserer Wissenschaft gesichert. Wir bewahren ihm besonders auch in unseren Kreisen ein dankbares warmes Andenken.

Prof. M. Haberlandt.

Literatur der Volkskunde.

W. Reupke: Das Zerbster Prozessionsspiel; 1507. Groß-Oktav, 665 Seiten, 1929. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. (Quellen zur deutschen Volkskunde, herausgegeben von V. von Geramb und L. Mackensen, 4. Heft.) RM 6.—.

Ueber den eigenartigen Zerbster Prozessionstext gab es bisher nur eine ältere Arbeit (Sintenis 1842), während andere Prozessionsspiele, etwa Künzelsau, weit regeres Interesse erweckt hatten (z. B. Mausholt, Milchsack, Schumann, Werner). Diese geringe Beachtung hat wohl ihren Grund in dem eigenartigen Charakter dieser Prozession, welche nicht den Entwicklungsgang so vieler Fonlechnamsprozessionen zum Prozessionsdrama, sondern wie Freiburg und München einen Aufzug der Zünfte mit lebenden Bildern („Ffigurae“) zeigt. Es fehlt jedoch auch fast völlig der ursprüngliche Grund-

gedanke der Fronleichnamsprozession, die symbolische Darstellung der Eucharistie (siehe Seite 2). Interessant ist der Text infolge seiner Stellung in der Zeit; die Beigabe der lateinischen Beschreibung wie überhaupt aller verfügbaren Dokumente läßt diesen Sondercharakter deutlich hervortreten. Eine etwas breitere Einführung in die Stellung des Textes zu dem beginnenden Kampf der Glaubensbekenntnisse wie auch zur Haltung Luthers den Spielen gegenüber (siehe auch Holstein, Die Reformation im Spiegel der dramatischen Literatur 1886, Seite 13 ff.!) wäre jedoch wohl wünschenswert gewesen.

L. Schmidt.

Eberhard Kranzmayer: Sprachschichten und Sprachbewegungen in den Ostalpen I.

Das im Rahmen der Arbeiten zur Bayerisch-Oesterreichischen Dialektographie erschienene Heft behandelt eingehend die mundartlichen Verhältnisse des oberen Murtales und des Kärntnerischen Lavanttales. Dieses Gebiet, für die Mundartforschung nahezu Neuland, erweist sich als ein Uebergangsbereich, das zu allen Zeiten von verschiedenen Richtungen her beeinflußt worden ist und an dessen Spracheinheiten diese Beeinflussungen nachgewiesen werden.

Es wird gezeigt, daß sowohl politische Grenzen zu Sprachgrenzen werden und als solche lange Zeit erhalten bleiben, daß verkehrshindernde Gebirgszüge und Talengen Mundartgebiete trennen, daß andererseits Paßstraßen Angleichung der Sprechweise bewirken. Besonders an den eingehend beschriebenen Spracheinheiten beiderseits des Katschberges und an den Pässen des Lavanttales kann der Verfasser dies überzeugend darlegen.

Die wichtigste, auch dem Laien ohneweiters auffallende Sprachscheide verläuft etwa am Kamm der Niederen Tauern. Südlich davon ist die konsonantische Aussprache von r und l nach Vokal erhalten, nördlich ist die dem mittel- oder donaubayrischen eigene Vokalisierung eingetreten, wodurch die Sprache des einen Gebietes für die Bewohner des anderen nahezu unverständlich wird. Hier scheint auch die alte Grenze des Herzogtums Karantien noch nachzuwirken, denn der Salzburger Lungau behandelt das l schon so wie die sonst donaubayrischen Gaue des alten Bistums und zeigt auch andere Salzburger Besonderheiten.

In jüngster Zeit dringen natürlich die Eigenheiten der donaubayrischen Verkehrssprache in breiter Front gegen Süden vor, am auffälligsten im Müürztal, wo die Semmeringbahn ihr Eindringen begünstigt. Aber auch die mittelsteirische Verkehrssprache der Landeshauptstadt Graz hat in älterer wie in jüngerer Zeit auf die Mundart des behandelten Gebietes eingewirkt, und es ist bemerkenswert, daß diese Einflüsse an der steirisch-kärntnerischen Landesgrenze halt machen, daß innerhalb der heutigen Grenzen Kärntens die Spracheinheiten Klagenfurts im Vordringen begriffen sind.

Weiters werden Eigentümlichkeiten enger begrenzter Teilgebiete besprochen, die teils in Erhaltung einer altertümlichen Sprachstufe bestehen, teils sprachliche Neuerungen sind. In die erste Gruppe gehört z. B. die Erhaltung des Unterschiedes zwischen mhd. *ë* und Umlaut-*e*, in letztere der Ersatz von r nach Selbstlaut durch l, der um Judenburg zu hören ist.

Schließlich werden sogenannte „falsche“ Rückbildungen und Ueberbildungen erwähnt. Hierher rechnet der Verfasser auch Formen wie *ounat* und *ninat* für *anders(t)* und „*minderst*“ (*nirgends*), die aber m. E. nicht durch falsche Rückbildung erklärbar sind, da auch bei uns nördlich der Donau entsprechende Formen, „*anada*“, „*ninada*“ veraltet für verkehrssprachlich „*anderst*“ und „*ninast*“ nachweisbar sind; hier fehlt aber jeder Anlaß für falsche Rückbildung, vielmehr handelt es sich offenbar um mittelhochdeutsche Nebenformen, die sprachlich berechtigt sind.

Mit Hilfe einer Grundkarte des behandelten Gebietes und II Pausen, die der Abhandlung beigegeben sind, werden die Grenzen der Sprachmerkmale und Eigenheiten anschaulich gemacht. Orts- und Sprachregister wie ein Verzeichnis des verwerteten Sprachgutes fehlen nicht. Die Lautschrift ist ebenfalls kurz erläutert, sie deckt sich mit der in den bisherigen Veröffentlichungen der Wörterbuchkommission verwendeten.

Dr. Heinrich Weigl.

Peuckert Will Erich: *Volkskunde des Proletariats; der Aufgang der proletarischen Kultur.* Frankfurt a. M., 1931. Neuer Frankfurter Verlag.

Der Versuch Peuckerts eine proletarische Volkskunde zu schreiben, ist sehr zu begrüßen. Es wird damit gleichzeitig eine offenbare Lücke in der Volkskunde, die eine Kunde vom „Volk“ sein will und sich bisher doch fast ausschließlich mit dem Bauerntum und diesem nahestehenden Schichten beschäftigt hat, geschlossen, überdies aber ein Fragenkomplex wissenschaftlich durchleuchtet, über den in objektiver Weise Kenntnis zu erhalten, heute nötiger ist als je. Schon dieser Umstand allein spricht für die Bedeutung des Werkes.

Der vorliegende erste Teil des Buches ist zur Gänze der Vorfrage gewidmet, ob eine Volkskunde des Proletariats überhaupt sinnvoll und möglich ist, was davon abhängt, ob die dem Fabrikarbeiter eigentümlichen Lebensformen etwas völlig Neues und Eigenwüchsiges oder etwa nur von älteren Volksschichten hergeleitet und übernommen sind. An Hand von reichem historischen Belegmaterial weist Peuckert die Zusammenhänge nach, die zwischen den Sitten und Gebräuchen des Bauerntums, Handwerkertums und denen der Hausindustrie bestehen, aber schon zwischen der letzteren und dem entstehenden Fabrikarbeiterstand, geschweige denn zwischen diesem und dem Handwerker oder gar dem Bauern, nicht mehr vorhanden sind. Wir stehen nach dem Verfasser vor etwas völlig Neuem, etwas worin wir mit Peuckert die Ansätze einer neuen Kultur sehen dürfen, eine Kultur, die in ihrer Jugendlichkeit heute wohl noch manchem als roh und unfertig erscheinen wird, deren Aeußerungen es jedoch durchaus verdienen, Gegenstand volkskundlicher Untersuchungen zu werden.

Wir dürfen dem Erscheinen des zweiten Teils seines Werkes, der uns tiefer in den Gegenstand hineinführen soll, voll Erwartung entgegensehen.

Lotte Radermacher.

Sigmund Freud: Die Zukunft einer Illusion. 2. Auflage (6.—16. Tausend). Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien, Zürich, 1928.

Bei den vielfachen Beziehungen, die zwischen dem Geistes- und Gefühlsleben der Primitiven und so auch der volkstümlich verbliebenen Schichten der Kulturbewölkerung und der psychoanalytischen Gedankenwelt bestehen, hat auch die volkskundliche Forschung alle Ursache sich mit den Arbeiten der psychoanalytischen Schule und vor allem ihres Begründers, des großen und tiefblickenden Psychologen, Professor Sigmund Freud, zu beschäftigen. Es sei zunächst nur an seine großen Arbeiten über Totem und Tabu erinnert, primitive Geisteserscheinungen, die Freud mit großen Scharfblicke als im Geistesleben der gesamten Menschheit bis in die höchsten Stufen derselben verankert aufzeigt. In seiner jüngsten Schrift beschäftigt sich unser Kulturphilosoph mit dem religiösen Bedürfnis und Bewußtsein der Menge, allerdings mehr der Gebildeten, als der unteren Volksschichten, welche letztere noch für lange Zeiten des Zuspruches und der moralischen Führung durch die Religion bedürftig sein werden.

M. Haberlandt.

Edgar Weyrich: Der politische Bezirk Floridsdorf-Umgebung. (Lehrbücherei, 49. Bd.), 216 Seiten mit vielen Abbildungen und Tabellen. (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien 1924.)

Das Heimatstreben der Lehrerschaft im neuen Oesterreich hat eine Fülle heimatkundlicher Schriften gezeitigt, die bald gut, bald auch minder gut inhaltlich durchgearbeitet, jedenfalls den Unterricht in erheblichem Maße in gut volkstümlichem Sinne belebt haben. Zu den Veröffentlichungen, die über solches Streben hinaus auch im wissenschaftlichen Sinn handlich und wertvoll genannt werden können, gehört die hiemit kurz in Erinnerung gebrachte Heimatkunde von Floridsdorf-Umgebung. In dem von der nahen Großstadt schon stark abhängigen Lebensgefüge der Bevölkerung fehlt es nicht an altvolkstümlichen Zügen, die der Volksforscher größeren Uebersichten gewinnbringend einzufügen vermag, wie dies auch Referent schon unternommen hat.

A. Haberlandt.

Gustav Schnürer: Kirche und Kultur im Mittelalter. III. Bd. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1929. 463 Seiten.

Auch der Volksforscher wird mit Nutzen zu allgemeinen kulturgeschichtlichen Werken greifen, wenn es wie dieses das Volksleben entsprechend berücksichtigt. Wir finden hiezu geistliche Schauspiele, Totentanz, Armenbibel, Dreifaltigkeit, Lebensbrunnen, mystische Kelter-, Marien- und Annabilder, Hexenwahn, wenn auch nicht ausführlich, so doch mit klarer Uebersicht über ihre Bedeutung für den Zeitgeist geschildert. Die Verirrungen des Hexenwahns freilich finden eine unserer Zeit nicht mehr genugtuende Beurteilung. Obwohl der Verfasser sich in der Darstellung höchst anerkannter Objektivität befleißigt, würden hier ein paar statistische Zahlenangaben von Nutzen gewesen sein, um erkennen zu lassen, was Europa im Versagen der Humanität seiner führenden geistigen Mächte mitgemacht hat.

A. Haberlandt.

Rudolf Lehmann: Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz bis 1815 im Rahmen der Landesgeschichte. (Forschungen zu Geschichte und Volkstum der Wenden, Heft 2). 140 Seiten, mit einer Siedlungskarte nebst 2 Deckblättern und 6 Tafeln. Langensalza, Julius Beltz, 1930.

Eingehen auf die landschaftlichen Besonderungen der Siedlungsbewegung, Hervorhebung gesicherter geschichtlicher Tatsachen ohne konstruktive Verallgemeinerungen sind Vorzüge der Schule Kötschkes, die auch an der vorliegenden Arbeit hervortreten. Sie ergänzt in willkommener Art das Bild deutscher Siedlungsarbeit durch Klarstellung dessen, was das wendische Volkstum für das gesamte Kulturbild beizusteuern hatte: Mit den Kossäten, den Kietzen (Fischerdörfer) und Zeidlergenossenschaften sind Lebenskreise angedeutet, die für die volkskundliche Ausdeutung von Sitte und Brauch wohl beachtet sein wollen, wenn einmal die Volkskunde hierin zu methodischer Betrachtung übergehen wird. Einen besonderen Gewinn bedeutet es, daß die Sprachenfrage — das wendische hat sich, wenn auch in mundartlicher Zersplitterung lange als ein Stück der Volkseigenart erhalten — in ihrem natürlichen geschichtlichen Ablauf aufgezeigt wird. Auch hier wieder wird auf dem Boden allgemeinen Kulturverständnisses die beste Einsicht für die Beurteilung ihrer schicksalhaften Triebkräfte vermittelt. A. Haberlandt.

Otto Stolz: Die Schwaighöfe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Hochalpentäler. (Wissenschaftl. Veröffentlichungen des D. u. Oe. Alpenvereines 5.) 197 Seiten, 1 Karte und 12 Tafeln. Innsbruck 1930.

Flüssig lesbar und für jeden Bergfahrer anregend geschrieben, bietet die vorliegende Arbeit eine gründliche Darstellung des Werdens der Tiroler Schwaighöfe als der wohl ältesten Dauersiedlungen in alpiner Höhenlage im Bereich der Ostalpen. Die schönen Bilder zusamt der Karte geben dem Volksforscher übersichtlichen Aufschluß über Verbreitung und Artung dieser Höfe, die ihn zuallermeist vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus interessieren. Der Text behandelt in kurzer aber sehr inhaltsreicher Einleitung die Einordnung der Schwaighöfe in das Wirtschaftsleben auch der benachbarten Länder; Entstehung und Wesen derselben in Tirol, ihr wirtschaftlicher Zweck und Ertrag, Verbreitung und Versorgung durch die Grundherrschaft werden im Hauptteil mit topographischer Genauigkeit festgelegt. Knapper faßt sich der Verfasser bezüglich der baulichen Beschaffenheit dieser Höfe, die zum Problem der Paarhofsiedlung als einer altertümlichen Bau-Form der Alpenhochtäler gegenüber den uns erhaltenen Architekturformen des Einheitsbaues der Talhöfe ein gewichtiges Argument bilden, da es sich hier gegenüber den kleinräumigen Bauten der Asten und Almen ja mit um die ältesten Dauersiedlungen handelt. Kann man sich auch von so statistischer Erfassung der Bauformen, wie sie H. Wopner als Voraussetzung kulturgeographischer Kartierung ansehen möchte, nicht gleich viel geistigen Gewinn versprechen, so wäre doch eine verdienstliche Arbeit darin gelegen, in Entsprechung zu der angestrebten Vollständigkeit der Daten über jederlei Zinsgrößen der Schwaigen an Käse und die entfallenen Zuweisungen von Getreide, doch wenigstens teilweise den vorwiegenden Baucharakter der Schwaigen zu analysieren. Möge der Alpenverein der Anregung, die die Volksforschung hier vorzubringen hat, freundliche Fürsorge zuwenden. A. Haberlandt.

Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde.

Jahresversammlung am 26. März.

In der diesjährigen Hauptversammlung wurden Hofrat Prof. Dr. Paul Kretschmer und Hofrat Prof. Dr. Josef Strzygowski zu Ehrenmitgliedern des Vereins für Volkskunde gewählt. Weiters erfolgte die Wahl nachfolgender, um die Förderung der Volkskunde sehr verdienter Forscher zu korrespondierenden Mitgliedern: Prof. Dr. Eugen Fehrle (Heidelberg), Prof. Dr. Adolf Helbok (Innsbruck), Prof. Dr. Hermann Wopfner (Innsbruck), Dr. Zeno Kuziela (Berlin).

Zu Ausschußräten wurden gewählt: Julius Thirring, Großgrundbesitzer Sándor Wolf; zum Kassier: Prof. Dr. Heinrich Jungwirth, zum Rechnungsprüfer: Ministerialrat Karl Gerstner. Zur Wiederwahl gelangten: Vizepräsident Hofrat Prof. Dr. Alfons Dopisch, sowie die Ausschußräte: Prof. Dr. Ludwig Radermacher, Dr. Adelgard Perkmann, Lehrer Karl M. Klier.

Studienrat Professor Hans Plöckinger (Krems) hielt zum Abschluß der Versammlung einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag „über alte Weinbauerbräuche in Niederösterreich“ (mit vielen Lichtbildern).

Oesterreichische Volkskunstkommission.

Auf dem I. Internationalen Volkskunstkongreß in Prag, fand im Oktober 1928 wie schon seinerzeit (in dieser Zeitschrift XXXIII, Seite 129 ff.) berichtet, die Konstituierung einer Internationalen Volkskunstkommission unter deutschem Vorsitz statt, an deren Zustandekommen schon seinerzeit Oesterreich, man darf sagen als klassisches Land der Volkskunsthochschule, aktiven Anteil nahm. Nunmehr hat das Bundesministerium für Unterricht die Konstituierung einer Oesterreichischen Volkskunstkommission bestätigt, die die zuständigen Fachmänner aller österreichischen Bundesländer zusammenfaßt und auch mit dem vom Bundesministerium für Unterricht seit Jahren geförderten Oesterreichischen Volksliedunternehmen eine Zusammenarbeit beabsichtigt. Es gehören dieser Kommission an für das Burgenland Herr Sandor Wolf, Kärnten Landeschulinspektor Dr. G. Graber, Oberösterreich Dir. H. Ubell, Studienrat Dr. A. Depiny, Salzburg Hofrat J. Leisching, Studienrat Dr. Wagner, Steiermark Dozent Dr. V. Geramb, Dr. W. Semetkowski, Tirol Dr. J. Ringler, Dr. V. Oberhammer, Vorarlberg Prof. Dr. Baldauf, Wien und Niederösterreich Hofrat Prof. M. Haberlandt und Prof. Dr. A. Haberlandt, der die Leitung der Geschäfte übernommen hat. Die Verbindung mit dem österreichischen Volksliederunternehmen stellen her die Herren Dr. G. Kotek, K. M. Klier, Dr. K. Rotter, R. Zoder.

Ein Walliser Hirtenave aus Liechtenstein.

Von Hofrat Dr. August Mayr.

Auf den Liechtensteiner Almen Vaduzer Malbun (Pradame), Triesenberger Malbun und Sücka, wird zur Zeit des Almtriebes allabendlich vom Obersennen ein Ave gesungen, welches volkskundlich in mehrfacher Beziehung von Bedeutung ist. Auf den beiden Malbuneralmen wird es vor einem in der Nähe der Sennhütte stehenden Kreuze, auf Sücka hingegen auf der Höhe zwischen Rhein- und Saminatal gesungen, wobei sich der Sänger gegen das Rheintal wendet. So heißt es auch in der Liechtensteinischen Volkshymne in der 3. Strophe: „Wo frei die Gemse springt, kühn sich der Adler schwingt, der Senn das Ave singt der Heimat zu“.

Das Ave wird ohne instrumentale Begleitung gesungen, mitunter wird ein Jodler angeschlossen. Ueber die Zeit der Entstehung des Hirtenave ist nichts bekannt, doch mündliche Ueberlieferung und auch der Inhalt des Textes deuten auf jahrhundertealten Brauch.

Der Text, welcher ohne nähere Erläuterungen zuerst 1910 von Dr. Eugen Nipp im Liechtensteiner Volksblatt, ferner im Jahrbuche des historischen Vereines für das Fürstentum Liechtenstein, 16. Band, 1916, Seite 91, unter „Liechtensteinische Volksbräuche und Volksagen, gesammelt von Dr. Albert Schädler“, später noch einmal im V. Berichte des Vereines ehemaliger Schüler des Kusterhofes Flawil (Kanton St. Gallen) vom Jahre 1919, Seite 25, unter dem Titel „Alpsegen auf der Alp Malbun in Liechtenstein, anlässlich unserer diesjährigen Exkursion durch den Senn auf Malbun gerufen“, mitgeteilt und schließlich im Liechtensteiner Lesebuch für Oberklassen abgedruckt ist, lautet:

Juhu!

Oho! Oho! Ave Maria!

Gott Vater, der Schöpfer von Himmel und Erd'

Beschirm' unsern Ring, behüt unsern Herd!

Unsere liebe Frau mit ihrem Kind,

Breite den Schutzmantel über Alp und Gesind!

Sankt Petrus, du Wächter an der Himmelsport',

Schütz uns vor Raubtieren, sei unser Hort!
 Bann' dem Bären die Tatzen, dem Wolf den Fang,
 Verschliess' dem Luchs den Zahn, dem Stein den Gang,
 Sperr der Leue die Bahn, dem Wurm den Schweif,
 Zertritt dem Raben den Schnabel, die Kralle dem Greif!
 Sankt Theodul, du heiliger Schutzpatron,
 Bitte für uns bei Gott am Himmelsthron!
 Sankt Sebastian, hör unser Bitten und Flehen,
 Laß kein Unglück zu Holz noch zu Stein geschehen!
 Sankt Cyprian, Fürbitter in aller Not,
 Bewahr uns vor Unfall und jähem Tod!
 Sankt Wendelin, Heiliger mit dem Hirtenstab,
 Recht wende du und weise unsere Hab!
 Lieber Sankt Veit, weck auf uns zu rechter Zeit,
 Behüt uns in unserm Tal
 Allhie und überall!
 Das geschehe im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit
 Und in Gottes höchster Dreieinigkeit!
 Oho, behüt uns Gott!
 Oho, behüt uns Gott!
 Oho, erhalt uns Gott!
 Juhu! Juhu!

Dieses Ave erscheint, abgesehen von der kindlich naiven Frömmigkeit und Hingebung des Hirten an Gott, die göttliche Mutter und auserwählte allgemeine und heimatliche Schutzheilige, sowohl in ethnologischer wie auch in religionsgeschichtlicher Hinsicht beachtenswert. Der vorliegende Hirtensegen ist zweifellos ein Ueberrest alter Walliser Kultur in Liechtenstein. Die Liechtensteinischen Gemeinden Planken und Triesenberg sind Walliser Siedlungen. Während in Planken die Erinnerung an die Stammesgemeinschaft mit dem Wallis stark verblaßt ist, zeigt in Triesenberg, der den obgenannten Almen von Malbun und Sücka nächst gelegenen Siedlung, die Mundart Walliser Gepräge. Auch die besondere Anrufung des Hl. Theodul, des Schutzpatrons der Walliser, sowie die Richtung des singenden Hirten auf der Sückaalm gegen den Rhein, in dessen westlicher Verlängerung das Wallis liegt, sind wohl ein Beweis für die Herkunft des Ave.

Wir geben in Kürze die wichtigsten biographischen Daten über die im Ave genannten Schutzheiligen. Das kirchliche Handlexikon (Hrsg. von M. Buchberger, Wien 1907); Neuauflage ist in

Vorbereitung) kennt 3 Heilige des Namens *Theodul*, einen Bischof von Zölesyrien, † um 492, Theodul den Styliten, † in der Mitte des 5. Jhdts., nach der romanhaften *vita* Stadtpräfekt von Konstantinopel unter Kaiser Theodosius dem Großen, und *Theodul*, Bischof von Octodurum (*Martigny*) in Wallis, 439—499. Letzterer (*Kirchl. Handlexikon* II 2359), dessen Verehrung von Wallis auch nach Oesterreich gedungen ist, kommt hier in Betracht. Ein altes Oelbild dieses Theodul, welches den Heiligen in Reisekapuze zeigt, wie ihm der Teufel eine Glocke vorausträgt, hat Univ.-Professor Dr. Haberlandt, Direktor des Museums für Volkskunde in Wien, dem auch an dieser Stelle für die entsprechenden Notizen gedankt sei, vor etwa 2 Jahrzehnten in Oetzermühl im Oetztale entdeckt. Es wird unter Sign. A. P. 1772 im Wiener Volkskundemuseum verwahrt. Ueber die besondere Verehrung des Walliser Theodul berichten R. Wacker „Zur Anthropologie der Walser“ (*Ztschr. f. Ethnologie* 1912), wo auf S. 506 ff. reichliche Literatur verzeichnet ist, Vonbun „Die Sagen Vorarlbergs“, S. 146 und in älterer Zeit J. Bergmann in „Kaltenbäcks Oest. Ztschr. f. Geschichte und Staatskunde“ 1837, Nr. 101 u. 102 und im *Jahrb. d. Lit.* 105—109, Wien 1844.

Die Anrufung des Hl. *Sebastian*, jenes bekannten Märtyrers, der nach einer legendenhaften Ueberlieferung als Offizier der kaiserlichen Leibgarde im Kolosseum in Rom oder sonstwo unter freiem Himmel mit Pfeilen beschossen und mit Keulen erschlagen worden sein soll und bereits gegen Ende des 4. Jhdts. in Mailand und später in den Alpen als Nothelfer in Wassernöten besonders verehrt wurde, ist schon im Hinblick auf die stete Wassergefahr im Hochgebirge („Laß kein Unglück zu Holz noch zu Stein geschehen!“) leicht erklärlich. Ob man vielleicht in der Wahl des Wortes „Holz“, das ganz allgemein für Wald gebraucht wird, eine besondere Absicht erblicken darf, weil der Heilige am Marterholze starb, bleibe dahingestellt. Oftmals liegt bei der naiven Volksfrömmigkeit unscheinbaren oder nebensächlich erscheinenden Begleitumständen, die für einen Kultus maßgebend geworden sind, eine gewisse *ratio* zugrunde. Ueber die *vita* des Hl. *Sebastian* vgl. *K. Hl.* II 2022.

Die röm. Kirche kennt 2 Heilige namens *Cyprian*, den Antiochener, welcher 304 enthauptet wurde, und den Kirchenschriftsteller *Cyprianus* von Karthago, gleichfalls enthauptet 258(?) *K. Hl.* I 1017—1018. Wenn wir die Bitte um Bewahrung vor Unfall

und jähem Tod erwägen, so ist eher an den Karthager zu denken. Dies vermutet auch Theologieprofessor Dr. P. Severin Grill in Heiligenkreuz, dem für die Beibringung wertvollen Materials zu diesem Aufsätze herzlichst gedankt sei, wie nicht minder dem fürstl. Rate Herrn Josef Ospelt in Vaduz aus demselben Anlasse, auf Grund eines populär gewordenen Ausspruches des Karthagens Cyprianus in seiner Schrift *de mortalitate* (über die Sterblichkeit): *eius est mortum timere, qui nolit ad Christum ire* (nur der hat den Tod zu fürchten, der nicht zu Christus gehen will).

Sankt **Wendelin**, ein ganz besonderer Schutzheiliger der Hirten, wird als „Heiliger mit dem Hirtenstab“ in wirkungsvollem Stabreimverse (*wende und weise*) angerufen, versah doch der heilige Irländer (554—617), der viele Jahre als Einsiedler im Bistum Trier gelebt hatte, zeitweilig Hirtendienste, bis ihn die Mönche von Tholey zu ihrem Abte erwählten. Auch die ihm nachgerühmte gute Wirtschaft als Abt seines Klosters scheint das Motiv zu sein, ihn als Schützer von **Hab** und **Gut** zu verehren. Nach seinem Tode fanden große Pilgerzüge zu seinem Grabe statt und veranlaßten die Gründung des Städtchens **St. Wendel** im Saargebiete. K. Hl. I 2688.

Als letzter der im Ave angerufenen Schutzheiligen wird der Hl: **Veit** (Vitus) gebeten, zu rechter Zeit zu wecken und die Bewohner des Tales zu behüten. Er stammt nach seiner vita aus reicher Familie in Sizilien, wurde wegen seines christlichen Glaubens verfolgt, floh nach Italien, befreite den Sohn des Kaisers Diokletian vom Teufel, wird trotzdem gemartert, aber durch einen Engel samt seinem Erzieher Modestus und seiner Amme Crescentia befreit. Seine Reliquien sollen in St. Denis aufbewahrt sein. Er genoß schon im Mittelalter in Westfalen, aber auch bei den Slawen (St. Veitsdom in Prag) große Verehrung. K. Hl. II 2625. Vielleicht wendet sich die Bitte um rechtzeitiges Wecken deshalb an ihn, weil er als viel Verfolgter niemals und nirgends zur Ruhe kam, daher dem Aelpler, dessen Tagewerk lang vor Sonnenaufgang beginnt, als der geeignete Helfer beim Frühaufstehen erschien.

Beachtenswert ist die schöne und in sich geschlossene **Komposition** des Ave, das als solches gleich nach dem Jodler, mit dem es eingeleitet und auch beendet wird, durch Begrüßung der Mutter Gottes an erster Stelle gekennzeichnet ist und mit dem frommen Aelplergruße „behüt uns Gott“ ausklingt. An der Spitze des Gebetes steht Gott Vater und die liebe Frau mit ihrem Kinde.

Dann folgen sechs auserlesene Fürbitter, welche den Nöten des Aelplers am nächsten stehen, ihm zum Teil auch heimatisch vertraut sind und auf deren Hilfe frommer Volksglaube besonders baut. Unheilbringende Naturgewalten und gefahrdrohende Raubtiere, auch mythische, wie der Wurm, wenn wir hier an den Lindwurm denken dürfen, während bei dem Greife wohl die Vorstellung des Adlers vorliegt, dessen Krallen sich öfters in Lämmer und Zicklein bohren, sollen durch heilige Helfer in der Not gebannt werden. Eigenartig mutet die Anrufung des Petrus als Schützers vor großen Raubtieren an. Auch seine Hilfe gegen Stein- und Schneelawine ist in der Legende nicht begründet. Doch liegt die Annahme nicht ferne, daß Sankt Petrus als „Wächter an der Himmelsport“ in feinsinniger Allegorie auch als Wächter der ganzen Alm empfunden und deshalb gebeten wird, alles belebte und unbelebte Unheil gleichsam von den Toren des Almbodens abzuwehren. Leue = Löwin ist auch ein Beweis der Walliser Herkunft des Ave; denn Leue erinnert an die da und dort in der Schweiz übliche Bezeichnung für Lawine durch Löwin. Man vergleiche Schiller im Berglied:

Und willst du die schlafende L ö w i n nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Wenn dann die Alpe von den Herbststürmen gefegt wird, weiße Flocken vom Saraiserjoch, vom Augstenberg und Ochsenkopf herabwirbeln und die Sennen mit ihren Herden zu Tal ziehen müssen, dann wird im Herzen des bergfrohen frommen Hirten, wenn er zum letzten Male im Jahre sein Ave singt, der Hoffnungsgedanke auf das Wiedererwachen der Natur sich regen, wie ihn so unvergleichlich schön Friedrich Schiller im Kuhreigen in Wilhelm Tell den Hirten sprechen läßt:

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brunnlein fließen im lieblichen Mai.

Die Bedeutung der Schwelle im Aberglauben.

Von Reg.-Rat Oswald Lassally, Hamburg.

Der größte Teil abergläubischer Vorstellungen entspringt der Beunruhigung des Menschen über die Ungewißheit der Zukunft. Diese Beunruhigung ist vermehrt zu den Zeitpunkten, wo der Mensch vor einem neuen Lebensabschnitt steht und so ist es kein Wunder, daß gerade in diesem Augenblick der primitive Mensch sich in erhöhtem Maße von Geistern umgeben glaubte.

So hat der Lärm am Polterabend und in der Silvesternacht ursprünglich den Zweck, die Geister zu vertreiben. Die zwölf Nächte, der Einschnitt zwischen dem alten und dem neuen Jahr, galten als die Zeit, in der das wilde Heer seinen Umzug hält. Die Mitternachtsstunde, die Trennung zwischen dem alten und dem neuen Tag, ist die „Geisterstunde“. Auch der Tag der Sonnenwende stellt einen bedeutungsvollen Zeiteinschnitt dar, dessen Mitternachtsstunde wiederum dadurch ausgezeichnet ist, daß die Hexen durch das Feuer springen¹⁾.

Diese Aberglauben haben also zur Voraussetzung, daß man sich den Polterabend, die Silvesternacht, die zwölf Nächte, die Mitternachtsstunde usw. als die Fuge zweier Zeiträume dachte²⁾. Diese räumliche Vorstellung der Zeit kann aber nur der gleichartigen Begriffseinteilung des Raumes entnommen sein. Tatsächlich finden wir hiefür Anhaltspunkte, wenn es heißt: „wir stehen an der Schwelle oder am Eingang des neuen Jahres“.

Bemerkenswert ist nun, daß bei dem Einschnitt im Raume die gleichen abergläubischen Vorstellungen sich wiederfinden, wie bei dem Einschnitt in der Zeit.

Die Stelle an der ein Weg den anderen schneidet (Kreuzweg), gilt als Aufenthaltsort der Geister, namentlich um M i t t e r n a c h t. Hier finden wir also ein Zusammenfallen von Raum- und Zeittuge, das naturgemäß die Bedeutung noch steigert.

Ist in Dänemark ein Kind durch den bösen Blick erkrankt, dann muß man um 12 U h r n a c h t s auf einem K r e u z w e g e drei Messerspitzen voll Erde aufsammeln und sie in einem Lappen eingenäht dem Kinde um den Hals binden. Da die Erde von den

¹⁾ Siehe Villiers-Pachinger, Amulette und Talismane, S. 247.

²⁾ Vgl. hierzu auch Usener, in „Rheinisches Museum für Philologie“, 1903, S. 336, 339.

Geistern berührt ist, gilt sie als bestes Abwehrmittel gegen die Geister. (Vgl. den Teufel mit Beelzebub austreiben.)

Ist in Mecklenburg die Milch und die Butter beschrieben, so setzt man in der *Johannisnacht* eine Schale mit Milch auf einen *Kreuzweg* und zieht einen Kreis von drei Kreuzen darum. Oder man schüttet die rote Milch vor *Sonnenaufgang* oder nach *Sonnenuntergang* auf einen *Kreuzweg*³⁾. (Auch hier wieder Zusammentreffen von Raum- und Zeitfuge.)

Ebenso wie der Kreuzweg gilt auch die Türschwelle bei den meisten Völkern als Sitz der Geister⁴⁾. Vor der Tür wurde nach Herodot (Buch II, Cap. 48) von den alten Aegyptern dem Dionysos (d. i. nach dem Sprachgebrauch Herodots: Osiris) ein Schwein als Opfer dargebracht. Auf der Opferidee dürfte auch das Anbringen von mehreren Blutstrichen über der Eingangstür des Hauses beruhen. Diese noch heute zur Abwehr eines Uebels in Aegypten angewandte Sitte finden wir bereits im 2. Buch Mosis, Cap. XII, 7, beschrieben.

Auch sonst sieht man heute noch in Aegypten gerade über dem Hauseingang häufig Amulette angebracht, z. B. Hörner von Schafen und anderen Tieren sowie Teller und Untertassen zur Abwehr des bösen Blicks⁵⁾. In Palästina sind an gleicher Stelle zur Abwehr böser Geister oft Knoblauch und Zwiebeln aufgehängt⁶⁾. Es dürfte kein Zufall sein, daß in Deutschland, wie in anderen Ländern die Hufeisen meistens an oder über der Haustür befestigt werden.

In Yorkshire gießt man, wenn die Braut ihr Heimathaus verläßt, unmittelbar darauf einen Kessel siedenden Wassers über die Türschwelle aus. Im alten Griechenland wurde die Braut beim Ueberschreiten der Schwelle des neuen Hauses mit Wasser besprengt. In einigen Gegenden von Sardinien gießt die Schwiegermutter ein Glas Wasser vor der Braut aus, wenn diese die Schwelle der Brautkammer überschreitet⁷⁾.

³⁾ Vgl. Seligman, Die magischen Heil- und Schutzmittel, 1927, S. 151, 152.

⁴⁾ Vgl. Canaan, Aberglaube und Volksmedizin im Lande der Bibel, 1914, S. 19 und Meyerhof, Beiträge zum Volksheiliglauben der heutigen Aegypter in „Der Islam“, 1916, S. 318.

⁵⁾ Vgl. Blackman, The Fellahin of Upper Egypt, S. 224.

⁶⁾ Vgl. L. Bauer, Volksleben im Lande der Bibel, S. 199.

⁷⁾ Vgl. Seligman, a. a. O. S. 99.

Wenn man in Mecklenburg ein gekauftes Tier zum ersten Mal in seinen Stall führt, muß man drei Kreuze von Salz stillschweigend auf die Schwelle streuen. Bei Viehseuchen vergräbt der Bauer in Deutschland ein gesundes oder krankes Stück der Herde oder einen jungen, noch blinden Hund an der Stallschwelle. Die Seuche soll dann zum Stillstand kommen⁸⁾.

Eisen und Stahl wird in Deutschland gegen Behexung unter die Türschwelle gelegt⁹⁾. Die Juden gießen hinter der aus dem Hause getragenen Leiche Wasser aus, um die Dämonen zu vertreiben. In Japan wird bei dem Begräbnis Salz auf die Schwelle gestreut¹⁰⁾.

Wir sehen also, daß bei den verschiedensten Völkern die Schwelle, bzw. der Einschnitt, im Raum, in der Zeit und im Leben (Geburt — Hochzeit — Tod — Besitzwechsel einer Sache usw.) von Geistern umgeben ist und daß es daher besonderer Maßnahmen nach abergläubischer Vorstellung bedarf, um die Geister zu vertreiben.

Ein prähistorisches Amulett¹⁾.

Von Kurt Willvonseder, Wien.

(Mit 5 Abbildungen *).

Im Frühjahr des Jahres 1931 wurde in Stillfried a/March (Pol. Bez. Gänserndorf, Niederösterreich) eine Wohngrube aus der frühen Hallstattzeit (etwa 1100 bis 900 v. Chr.) aufgedeckt, die eine Reihe bemerkenswerter Funde ergab. Stillfried hat, wie man aus zahlreichen Funden erkennen kann, in allen Perioden der Urzeit eine große Rolle gespielt und auch in frühgeschichtlicher Zeit muß dieser Ort von großer Bedeutung gewesen sein. Die vor kurzem ausgegrabene Wohngrube liefert mit ihrem Inventar einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der prähistorischen Besiedelung jener Gegend. Neben zahlreichen Funden, die vorwiegend für den Prähistoriker von Wichtigkeit sind, wurde in der Wohngrube ein Stück gefunden, das auch volkskundlich von Interesse ist.

Es handelt sich um einen Gegenstand (Abb. 1) aus schlecht gebranntem Ton von annähernd trapezförmiger Gestalt und rechteckigem

⁸⁾ Vgl. Seligman, a. a. O. S. 147 u. 270.

⁹⁾ Siehe Seligman, a. a. O. S. 163.

¹⁰⁾ Vgl. Seligman, a. a. O. S. 105 u. 277.

¹⁾ Artikel Amulett in Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I, Sp. 374—384.

*) Der Zinkstock hiezu wurde von der Wiener Prähistorischen Gesellschaft in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt. (Die Schriftleitung.)

Querschnitt (Maße: Länge = 8,4 cm, größte Breite = 5,5 cm, Dicke = 1,6 cm). Beide Enden sind abgerundet, am schmalen befindet sich 3 cm vom Rande entfernt ein kleines, beiderseits schwach trichterförmig erweitertes Loch, das breite zeigt fünf Auslappungen. Man kann in diesem Stück unschwer die rohe Nachbildung einer Hand erkennen. Da dieser Gegenstand an einer durch das Loch gezogenen Schnur aufgehängt oder getragen werden kann, sehe ich diese Handdarstellung für ein Amulett an. Die leichte Trag- oder Anhängbarkeit ist nach R. Pfister für das Amulett wesentlich.

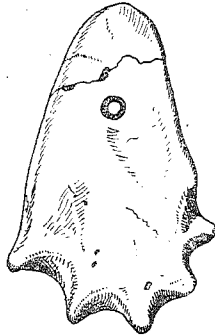


Abb. 1. Handamulett aus Stillfried.

Um den Begriff Amulett festzulegen, will ich die Definition von F. Pfister wiedergeben, nach der ein Amulett ein kleiner, kräftefüllter Gegenstand ist, dessen Kraft sich dort wirksam zeigt, wo er aufgehängt oder befestigt wird. Der Zweck eines Amuletts kann mehrfach sein. Pfister gibt verschiedene Möglichkeiten an, von welchen ich die Anwendung zur Abwehr böser Geister, Einflüsse u. dgl. (apotropäische Wirkung) und die Stärkung der Kraft des Trägers (sakramentale Wirkung) herausgreifen möchte, da diese in erster Linie für das prähistorische Amulett aus Stillfried in Betracht kommen.

Amulette verschiedener Art aus prähistorischer Zeit sind mehrfach bekannt²⁾, vielfach gleiche oder ähnliche Dinge, wie sie auch heute getragen werden, z. B. durchbohrte Tierzähne und Klauen, Anhänger aus Bein und Metall usw. Auch kleine Steinbeile, die als Amulett getragen wurden, findet man nicht selten an prähistorischen Fundstellen und es ist auffallend, daß auch heute noch neolithische Steinbeile, im Volksmunde „Donnerkeile“ genannt, im Aberglauben eine bedeutsame Rolle spielen.

Unter den aus der Urzeit auf uns gekommenen Amuletten befinden sich auch Nachbildungen von Händen. Darstellungen der Hand gelten einerseits als ein Symbol göttlicher Macht und Kraft, andererseits als wichtiges Apotropäon, vor allem gegen den bösen Blick³⁾. Spanier, Griechen, Türken, Araber und Juden hängen Nachbildungen von Händen an Kopf oder Hals von Kindern und Pferden, an die Haustüre und an alles, was man schützen

²⁾ Siehe F. Wilke in Ebert, Reallexikon d. Vorgeschichte I, S. 158-160.

³⁾ S. Seligmann, Der böse Blick II, S. 164.

will. Diese künstlichen Hände werden aus verschiedenem Material hergestellt, aus Metall, Holz, Porzellan usw. Die Türken z. B. tragen gläserne Hände als Amulett gegen den bösen Blick.

Wie schon angedeutet, kennt man auch aus prähistorischer Zeit Handamulette, wenn sie auch nur in geringer Anzahl auftreten⁴⁾. J. Déchelette bringt eine Zusammenstellung der in der Literatur aufscheinenden Handamulette. Die Deutung eines kleinen Anhängers aus Bronze aus Böhmen, den H. Richlý als „Zierstück, gegossen und mit zwei elliptischen und einer kreisrunden Oeffnung versehen“, als Handamulett bezeichnet⁵⁾, erscheint mir etwas gewagt, hingegen dürfte sie bei einem schönen Fundstück aus Koban zutreffen, das Chantre veröffentlicht hat. Es handelt sich um die Nachbildung einer Hand aus Bronze (Abb. 2), der der Zeigefinger bis auf einen

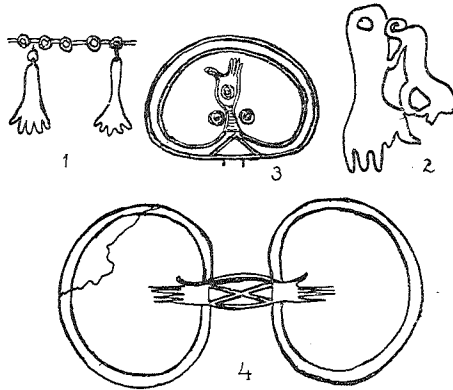


Abb. 2. 1. Italien. 2. Koban. 3. Stenbro. 4. Långbro.

kurzen Stumpf fehlt. An der Daumenseite befindet sich ein stilisiertes Tier, oberhalb des Handgelenkes ist das Stück durchlocht⁶⁾.

Sicher als Amulett können zwei an einem Kettchen befestigte Anhänger angesehen werden (Abb. 1), die in Italien östlich der Apenninen gefunden wurden. Sie werden im Museum von Ascoli Piceno verwahrt. O. Montelius verweist diese beiden Anhänger in die Hallstattzeit⁷⁾.

Auch aus römischer Zeit sind Handamulette bekannt, die an Hals- und Brustbändern getragen wurden⁸⁾. Handdarstellungen mit der Geste der „fica“ spielen in der Antike eine bedeutsame Rolle⁹⁾.

Amulettcharakter scheinen mir auch die Handdarstellungen zu haben, die mehrfach auf nordischen Fibeln vorkommen und die von H. Hildebrand

⁴⁾ J. Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique celtique et gallo-romaine II/3, S. 1305.

⁵⁾ H. Richlý, Die Bronzezeit in Böhmen, Sp. 115 u. Taf. XXIV, Fig. 10.

⁶⁾ „Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme XXII (1888), Bd. V, S. 363, Fig. 180.

⁷⁾ O. Montelius, Civilisation primitive en Italie, Textband I, Sp. 764 und Tafelband II, Taf. 160, Fig. 11.

⁸⁾ Seligmann a. a. O. II, S. 166.

⁹⁾ Déchelette a. a. O. S. 1303.

erstmalig beobachtet wurden. Die schönsten Stücke dieser Art sind eine Fibel von Långbro in Södermanland, Schweden, bei der sich der Bügel beiderseits in eine Hand fortsetzt, deren Fläche leicht erhöht ist (Abb. 4) und eine Fibel von Stenbro auf Gotland (Abb. 3), die eine Hand zeigt, die auf einem mit 9 Querstreifen in Relief geziertem Handgelenk sitzt¹⁰⁾. Die Fibel konnte an jeder beliebigen Stelle des Gewandes befestigt werden, z. B. an der Brust und es besteht darin zwischen einem Amulett, das angehängt werden kann, prinzipiell kein Unterschied.

Leider gibt es, abgesehen von einigen kleinen Zusammenstellungen in einschlägigen Handbüchern¹¹⁾, keine durchgreifende Bearbeitung der prähistorischen Amulette. Durch Vergleiche mit volkskundlichem Material aus geschichtlicher Zeit könnten sicherlich zahlreiche Parallelen aufgedeckt werden, die Schlüsse auf die Gebräuche und Anschauungen der urzeitlichen Bevölkerung gestatten ließen.

Eine niederösterreichische Jagdklapper.

Von Dr. Richard Fuchs, Wien.

Angeregt durch den Ausatz: Kugelklapper und Hillebille von J. Manninen, Helsingfors, in Heft 6, Jahrgang 35, der Wiener Zeitschrift für Volkskunde, möchte ich auf eine Art von Holzklapper aufmerksam machen, die ich in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, auf einem Hausboden in Landegg, Post Pottendorf, Nieder-Oesterreich, fand.

Zufolge der Aussage des Hausbesitzers, handelte es sich um eine Klapper, die in allen ihren Teilen als Holz gefertigt war. Vor dem Jahre 1848 wurde sie von den Ortseinwohnern allgemein verwendet, wenn sie Jagddienst bei der zuständigen Herrschaft zu leisten hatten, und als Treiber durch Lärm das Wild aus den Deckungen aufscheuchen sollten.

Die Klapper setzte man dadurch in Bewegung, daß man sie beim Griffe anfaßte, dann den Unterarm hob und ihn vor- und rückwärts bewegte. Dadurch kam der Holzhammer, der in der Mitte des Untersatzbrettchens leichtbeweglich angebracht war, in Bewegung und fiel bald auf der einen, bald auf der anderen Seite des Holzbrettchens auf. Die Klapper mußte so gehalten werden, daß die Schmalseite des Brettchens nach vorne stand. Durch das Aufklopfen entstand ein ziemlich starker, weithin hörbarer, hölzerner Ton, der das Wild aufscheuchte.

Bemerkenswert scheint mir das eine: Ein Teil der Landegger Einwohner, um das Jahr 1750, etwa 50 von Hundert, waren Kroaten. Schon 1627 lebten hier nach „Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation“, Bd. III, Seite 567, 148 geborene Kroaten. Sie waren auf der Flucht vor den Türken in manchen Orten Nieder-Oesterreichs, unter anderem auch in

¹⁰⁾ Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1885, S. 433 f, Fig. 14 und 16.

¹¹⁾ Ebert a. a. O.; R. Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer, S. 30; J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde I, S. 80—82.

Landegg, angesiedelt worden. In der Folgezeit wurden sie gänzlich eingedeutscht. Spuren haben sich nur in ganz wenigen Landegger Familiennamen erhalten.

Wenn ich zum Schluß auf die eingangs besprochene Holzklapper zurückkomme, so scheint es nicht ganz unwahrscheinlich, wenn ich behaupte, daß auch diese Art von Holzklapper, slawischen Ursprungs ist, wie das Manninen in seinem Aufsatz von den Kugelklappern darlegt.

Dämonenschutz auf westkärntnischen Alpen.

Von Karl M. Klier.

„Auf den waldreichen Alpen des romantischen Mölltales zündet man jede Nacht gewaltige Feuer an, um die hier noch ziemlich häufigen Bären und Wölfe von den Viehherden abzuhalten.“ So berichtet 1834 J. M. Schottky in seinen „Bildern aus der süddeutschen Alpenwelt“. Die Höhen zu beiden Seiten des mittleren Mölltales sind noch heute wenig begangen, obwohl die Tauernbahn und der Großglockner den Fremdenverkehr nahe bringen und bieten für volkskundliche Beobachtungen ein dankbares Feld. Schon im Talort Rangersdorf z. B. trifft man die seltenen Plappermühlen, turbinenartige Hausmühlen mit senkrechter Welle, von denen wenigstens eine unter Denkmalschutz gehörte (nach ihnen die Rottenbezeichnung „Plappergasse“, vergleiche Spezialkarte, Blatt Mölltal, Zone 18, Kol. VIII). Nördlich von Rangersdorf, gegen die Kohlmitzen, trifft man in der Höhe von 1900 bis 2000 m zahlreiche Almen an. Dort machte ich im Jahre 1928 die folgenden Beobachtungen. Am Fuße des Ebeneck liegt eine Gruppe von Hütten, die Haselwandalm. Die südwestlichste Hütte zeigt beim Eingang folgende Einkerbungen: an der Tür selbst 16 Pentagramme, am Türstock deren zwei. An der Tür fanden sich je zweimal die Namen Mariä und Jesu vor.

Die daneben gelegene Hütte zeigte eine kleinere Anzahl von Pentagrammen nebst der Jahreszahl 1866. Ueber der Tür zum Schlafraum konnte man hier ein Stück geglättetes Stanniol befestigt sehen, das ein Bergwanderer irgendwo weggeworfen haben mochte. Nun hatte es einen Spiegel zu ersetzen, und die bösen Geister abzuwehren. Der Gedankengang der Sennerin ist folgender: will die Hexe, die Drud oder der Böse den Raum betreten, so muß er seinen Blick auf die Spiegelfläche werfen, sieht sich selbst darin und verliert seine Kraft. Gegen den Zellinkopf zu sind die Almhütten bloß aus Geröllsteinen erbaut, d. h. die Mauern werden ohne Bindemittel geschichtet, eine Bauart, die lebhaft an manche Gebirgsgegenden des Balkan erinnert. Hier traf ich über der Tür eines Stalles einen geschnitzten Engelkopf an, ca. 10 cm groß.

So verschiedenen Glaubensmeinungen des Volkes diese Dinge entspringen, die Zielrichtung ist doch unverkennbar dieselbe. Allerdings ist Vieles heute schon abgeschwächt, und mehr scherzhaft sagt dort das Volk heute noch: Eine Sennerin, die länger als sieben Jahre hintereinander auf die Alpe fährt, wird eine Hexe.

„Ich tritt herein ganz knödelfest“.

Von L. Schmidt, Wien.

In den geistlichen und weltlichen Volksschauspielen wie bei verschiedenen Aufzügen, Sprüchen und Figurentänzen haben sich gewisse traditionelle Formeln entwickelt, welche besonders für den Eintritt der Sprecher charakteristisch sind. In älteren Spielen betonte man darin meist den Ernst des Spieles, oder begrüßte doch die Zuschauer feierlich, wie etwa:

„Ich tritt herein in Gottes Nam,
Seid mir gegrüßt ihr allzusam.“

Salomospiel, Laufen¹⁾.

Eine dieser älteren feierlichen Formeln, welche besonders bei Umzugs-
spielen besonders häufig verwendet wurde, lautet²⁾:

„Ich tritt herein ganz edel und fest,
Ich grüß den Wirt und auch die Gäst;“

Mit Beibehaltung des Lautbildes, besonders des „fest“, wurde aber diese Formel später scherzhaft umgedeutet, sobald der Sprecher in den Umzugsspielen zu einer Art von Hanswurst geworden war:

„Ich tritt herein ganz knödelfest“³⁾.

Daß gerade diese Gestalt in späterer Zeit die führende Persönlichkeit, den Prologsprecher usw., darstellt, zeigt das Eindringen von typischen Gestalten aus dem Brauchtum der Rügegerichte, der Volksjustiz usw. in die eigentlichen Volksschauspiele, wenn auch nur in abgeschwächter Gestalt. Schon der altfranzösische „Harlequin“ spielte die Rolle des Anführers der Lärmaufzüge, des „Charivari“. Die Verbindungen, welche man von diesen Bräuchen zum Totenkult und anderen Riten aufzeigt, lassen sich vielleicht von der Gestalt des Anführers als „lustige Person“ — noch näher beleuchten. — Das auch die nicht dem Brauchtum entstammende Literatur diesen eigenartigen Zug empfand, zeigt ein Satz von Cervantes: „Die lustige Person ist die ernsteste Figur in der ganzen Comödie“. — Vermutlich ist in der Formel eine scherzhafte Anspielung enthalten⁴⁾, und wohl eine Beziehung auf den Heischecharakter, der ja häufig mit diesen Umzügen verbunden ist. Darauf weist schon die Verwendung durch Faschingsburschen hin (siehe

¹⁾ A. Hartmann, Volksschauspiele aus Bayern und Oesterreich-Ungarn, Seite 58.

²⁾ Aehnlich: Ennstaler Reiftanz. (R. Zoder, d. d. Volkslied“, 1929, Heft 5, Seite 66.) Taufkirchner Sommer- und Winterspiel. (Fr. Holzinger, „Deutsche Heimat“, 1910, Nr. 21/22, Seite 218.) Pfingstdreckumritt im Breisgau. (E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jhd., Seite 148), im Gasteiner Reiftanz bildet den Reim auf „Gäst“ — „aufs aller best“, (R. Pramberger, „Z. d. D. u. Oe. A. V.“, 1924, Seite 134.)

³⁾ Z. B. in: Ofener Dreikönigsspiel (Hartmann, a. a. O., Seite 10), Heischevers der Faschingsburschen (H. Rauscher, Volkskunde des Waldviertels, Seite 64), Innviertler Schwerttanz (Fr. Holzinger, „Deutsche Heimat“, 1910, Heft 23/24, Seite 226).

⁴⁾ Vielleicht auf die „Festigkeit“ mancher Knödel?

Anmerkung 3); deutlicher zeigen dies aber noch die meist folgenden Verse des Spruches:

„I hoass da Hansl Pferschakern,
Beim Fressen und Saufen bin i gern“

(wie in Anmerkung 3). Wäre dies nicht schon deutlich genug, so weist ein Böhmerwälderspruch ganz klar den Heischecharakter nach. H. Commenda (Das Nebelberger Rauhachtspiel, Zeitschrift für Volkskunde, Berlin, 1929, Seite 53) bringt nämlich die Fassung:

„I bin der Hans von Fesakern,
Wo's epps zan Fressn und zan trinkn gat, da bin i gern“.

und bemerkt dazu: „Alte Leute der Gegend sagen heute noch, um anzudeuten, daß sie Hunger haben: I bin der Hans von Fesakern“.

Wenn im Ofener Dreikönigsspiel der Vers nicht vom Sprecher, sondern vom *Mohren* König gesprochen wird, so ist es darauf zurückzuführen, daß gerade diese Gestalt sehr häufig komische Züge trägt. — Eine immerhin sinnvolle Umdeutung der bekannten Formel mag in:

„Ich tritt herein schön knittelfest“,
Nikolausspiel, Ennstal⁵⁾,

vorliegen. Bei der folgenden Fassung trifft freilich diese Erklärung nicht mehr zu

„Ich tritt herein in s Knödelfest“,

wie es H. Moses beim „Burschna“ im Semmeringgebiet aufzeichnete⁶⁾. In der Form damit gleich, jedoch losgelöst vom Worte „Knödel“, sind noch:

„Ich tritt herein zum Kindlfest“,
Halleiner Sommer- und Winterspiel⁷⁾

und „Ich tritt herein ins Osterfest“,
Schwerttanz, Deutsch-Reichenau⁸⁾.

Offensichtlich sind beim „Burschna“ zwei Fassungen gemischt, nämlich die eine mit dem adjektivischen Gebrauch von „knödelfest“ und die andere mit dem Begriff des Hereintretens in ein „Fest“. Bei der Seltenheit dieser zweiten Form ist jedoch eine Ursprünglichkeit nicht anzunehmen.

Der Halleiner Ausdruck dürfte ganz lokal sein; vielleicht ist eine Beeinflussung durch einen bayrischen Spruch (vielleicht auf das „Münchner Kindl“-Fest?) denkbar. Der Reichenauer Schwerttanz hatte möglicherweise in der Zeit der Ausführung Beziehung zu Ostern. In diesem Falle würde die Umänderung der Formel an die Umdeutung einer anderen erinnern: Statt des bekannten

„Ein guten Abend geb euch Gott“,

bringt ein Pfingstlied aus der Niederlausitz:

„Eine gute Pfingsten geb euch Gott“.⁹⁾

⁵⁾ M. Haberlandt, Ein Nikolausspiel. Z. f. öst. Volksk., 1898, Seite 101.

⁶⁾ A. Haberlandt, Schauspiele der Volksjugend, Seite 7.

⁷⁾ K. Adrian, Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze, Seite 79.

⁸⁾ K. Schacherl („Deutsche Heimat“, 1910, Seite 193.)

⁹⁾ Brunner, Ostdeutsche Volkskunde, Seite 226.

Alte Weihnachtsbräuche in Sievering.

Franz Kleinnikel, Wien.

Am Rande der Großstadt liegen zwei alte Hauerdörfer, die heute, mehr oder weniger ineinander verschmolzen, den Bezirksteil Sievering bilden.

Dort haben sich noch so manche alte Bräuche erhalten, wenn auch vieles der Großstadt zum Opfer fiel und fallen mußte — wie das „Dreikönigsrufen“ und das „Dreikönigssingen“. Zwei Bräuche, die nur mehr in der Erinnerung alter Hauer fortleben.

Am Vorabend des Dreikönigstages mußten in jedem Hofe die Buben auf einen hohen Baum klettern und den folgenden Spruch in die Nacht hinausrufen:

„Kini¹⁾, Kaschba²⁾, Malcha³⁾, Baldausa⁴⁾,
 Die heuling drei Kenig san hia;
 San's heit ned hia,
 So kumans muang in alla fria.
 Dieb ge weid hiedaun,
 Greif ma mein vatan sein haus und hof ned aun.
 So weit als da höl ged,
 Das ka diab in schdal geht.
 Diab aus, diab aus,
 Am galing is dein haus“.

Wer am lautesten schreien konnte, wurde vom Vater mit einem „Silberzwanz'ger belohnt. Man wird trotz des sicherlich verballhornten Spruches unschwer erkennen, daß hier der Gedanke einer Dämonenvertreibung ursprünglich zugrunde liegt.

Am Dreikönigstag zogen, wie dies auch an anderen Orten noch heute üblich ist, drei Kinder, die von Weidling kamen, „weißgekleidet wie Ministranten“, mit Krone und Stern aus Goldpapier, als heilige drei Könige durch Sievering. Die beim „Dreikönigssingen“ gebrauchten Liederworte kann auch ich nur so wiedergeben, wie sie mir von einem alten Hauer überliefert wurden:

„Die heuling drei Kini san da,
 Kumans nôt, kumans morgn in alla fria.
 Nach Bethlehem wollen wir reisen,
 Nach Bethlehem ist unsa sinn.
 Wir bringen dem kindlein das opfer hin.
 Wehrach, mirhen und rotes gold,
 Das duad dem kindlein gar so hold.
 mir treiben den stern von unten herauf,
 Heuling drei kini von singa herd's auf“.

Besonders hier ist die Verquickung von Mundart und Schriftsprache auffällig.

Drei Kinder wurden in jedem Hause beschenkt, wie dies auch anderwärts üblich ist.

1) König, 2) Kaspar, 3) Melchior, 4) Baltasar.

Ein anderer, recht alter Brauch, der wahrscheinlich bis heute sich erhalten hat, ist das „Räuchern“ in den vier „Rauchnachten“. Als solche gelten der 21. Dezember (Thomasnacht),

24. Dezember (heil. Abend),

31. Dezember (Sylvester, „der alte Jahrstag“),

5. Jänner (Vorabend des Dreikönigstages).

In einem „irdenen“, mit einem Deckel versehenen Topf wurden über einer Aschenschichte glühende Kohlen gefüllt. Auf die Kohlenglut wurde verschiedenes Räucherwerk gestreut, u. zw. Weihrauch, Asant, „Zellerrauch'n“ (ein mit Teilen von aromatischen Pflanzen vermengtes Harz), ferner geweihte Blumen vom letzten „Umgang“. Am heiligen Abend wurde noch ein Zweig vom Christbaum und eine aufgebrochene Nuß (Schale und Kern) dazugegeben. Zu hl. Dreikönig dagegen geschabte „heilige“ Kreide und „neuer“ Weihrauch.

Auf diese Weise wurde zunächst die Wohnung und der Stall, dann Dachboden, Keller und Hof durchräuchert — gleichzeitig wurde von einer zweiten Person Weihwasser mitgetragen, das in den Futtertrog und in den Brunnen gesprengt wurde. Schließlich wurde der Topf in den Rauchfang gestellt — unter den Worten „der Segen des Allmächtigen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sei und bleibe alle Zeit bei uns“. Natürlich ist es in den Hauerhäusern, in denen man noch auf alte Sitte hält, üblich, am Dreikönigstag die Zeichen C+M+B und die Jahreszahl mit geweihter Kreide auf den Türbalken zu schreiben.

Literatur der Volkskunde.

O. A. Erich: Die Darstellung des Teufels in der christlichen Kunst. Kunstwissenschaftl. Studie Bd. VIII, Deutscher Kunstverlag, Berlin 1931, 120 S.

Bei dem Mangel an ikonographischen Arbeiten in neuerer Zeit ist des Verfassers Schrift über den Teufel recht sehr zu begrüßen, die sich hauptsächlich auf die bislang kaum ausgewertete Buchmalerei stützt und in sorgfältiger, gewissenhafter Arbeit reichen Stoff zu diesem Thema bringt. Daß bei einem so unerschlossenen Gebiet auch manchmal Fehler unterlaufen, ist nicht verwunderlich. Es ist nicht richtig, daß der en face dargestellte Höllenschädel nur in Frankreich vorkommt. Er ist auch für Deutschland zu belegen (Psalter des Landgrafen Herrmann von Thüringen, Gebetbuch der hl. Elisabeth). An anderem Orte werde ich zeigen, daß er in volkstümlicher Auffassung bis ins 18. Jahrhundert reicht. Bisher kam in den ikonographischen Arbeiten als Weg der Herleitung nur die Antike und Byzanz und bei der Bedeutungsfrage als Quelle nur die hl. Schrift oder gelegentliche Aeußerungen von Kirchenvätern, die das von ihnen nicht mehr Verstandene oder bedenklich Erscheinende nach ihrer Art auszulegen versuchten, in Betracht. Berliner hat hinsichtlich der Bedeutungsfrage gelegentlich mit vollem Recht diese unmögliche Arbeitsart beanständet (Die christl. Kunst 26 [1930] 106). Es ist erfreulich, daß der Verfasser gelegentlich auch Bodenständiges heranzieht und besonders mit dem Einfluß des liturgisch-volks-

tümlichen Theaters, ja auch mit volkstümlichen Aufzügen selbst, rechnet. In einem Falle weist er überzeugend nach, daß das *cervulum et vetulam facere* und, was damit zusammenhängt, seinen Niederschlag in der bildenden Kunst, und zwar in den früheren Apokalypsen-Handschriften des 9 Jahrhunderts gefunden hat.

Antti Aarne hat in seinem Märchenkatalog unter den *eigentlichen* Märchen vom dummen Teufel eine eigene Abteilung eingeräumt. Werden diese Märchen erst im späten Mittelalter greifbar, so zeigen sie doch deutlich, daß, wie immer man sich auch mit dem Teufel beschäftigt, volkstümliche Ueberlieferung nicht auszuschalten ist. Prüfen wir näher, so reicht sie, vom Märchengut abgesehen, bis in die älteste Zeit, wo immer der Teufel erscheint. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß auch die Darstellung des Teufels im Bilde von ihr abhängig sein muß. Immer wieder muß daher der Verfasser bei der Untersuchung der Teufelsgestalt auf durch die Ueberlieferung gegebene Züge stoßen. Ich hebe hervor: Doppel- und Dreikopf des Teufels, eine der Gorgo ähnliche Maske, Satyregestalt, Wilde Männer, Teufel als Menschenfresser, Teufel als eine Zusammensetzung aus mehreren Gestalten (meist Bock und Vogel, dazu kommt noch die Schlange), dann eine Zusammenfassung der Tiere der drei Reiche, mit dem Menschenkopf ein Tetramorph (Gegensatz zu dem himmlischen Tetramorph, den Evangelisten oder auch Christus selbst), weiters eine Weibsgestalt mit Krallenfüßen und Schlangenschwanz, herkommend vom mythischen Boden und der Vorstellung der Frau Werlt, ein richtiger Weibs-Teufel. Durch die Ueberlieferung gegeben sind die Haare des Teufels als Zacken in bestimmter Zahl. Hier haben wir eine Reihe von den 7 Locken des Simson über die 7 oder 9 Lichtzacken des Helios bis zu den drei goldenen Haaren des Teufels im Märchen. Auch im Bilde hat der Teufel drei oder eine Mehrheit von drei Stachelhaaren. Viel zu sagen wäre über den Eidolon-Typus des Teufels, dem die Vorstellung der Seele als Däumling zu Grunde liegt und der weit über die Antike hinaus bis nach Indien geht, nicht als Konvergenz-Erscheinung sondern in einem großen durch die Ueberlieferung gegebenen Zusammenhang.

Aus all dem ergibt sich, daß die Ikonographie nicht rein formal im kleinen Kreise arbeiten kann, sondern immer die ganze Ueberlieferung der unpersönlichen Schichte heranziehen muß. Die Gegenprobe: wo die Teufelsgestalt von persönlichen Künstlern behandelt wird, erlischt mit einem Schlag jede Beziehung zur volkstümlichen Ueberlieferung wie z. B. bei Michel Angelo und Rubens.

Es ist anzuerkennen, daß Verfasser eine kulturgeschichtliche Vertiefung angestrebt hat und auf dem beschränkten Raum von 120 S. eine Uebersicht über die wichtigsten Fragen mit ausgiebigen Verweisen auf das einschlägige Schrifttum geboten hat. Die Zerteilung in inhaltlich und zeitlich bedingte Typen ermöglichte einen ertragreichen und klaren Aufbau. Die Idee dem Texte Zeichnungen nach Pausen beizugeben, ist nicht schlecht, nur ist die oft all zu ungefüge Art des Kopistens zu bemängeln, noch mehr aber, daß in den meisten Fällen gar nicht zu entnehmen ist, woraus die Bilder genommen sind. Durch den Preis von 15 RM br. wird die verdiente weitere Verbreitung des Buches kaum ermöglicht.

K. Spiess.

Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten.

Unter diesem Titel hat soeben Dr. Rudolf Kriss ein Buch veröffentlicht, das dem Bestreben unserer Zeit, altes, wertvolles Volksgut vor dem völligen Verderben und Vergessen zu bewahren, in besonderer Weise entgegenkommt. Die Lust an besinnlichen Wanderfahrten hatte den Verfasser, dem die Erkundung der zahlreichen, auf einsamer Höhe oder in verborgenen Waldtälern liegenden Wallfahrtskirchen und -kapellen eine reizvolle Aufgabe erschien, hinausgetrieben. Aus mehr zufälligen Beobachtungen erwuchs ihm der Gedanke einer planmäßigen volkswissenschaftlichen Erforschung der altbayrischen Wallfahrtsorte. Die Verwirklichung dieses Vorhabens stellt das eben erschienene Buch dar. Den Wanderbericht durch das altbayrische Land, der sich mit getreuer Wiedergabe der alten Sagen und Legenden, mit Aufzählung und Beschreibung der Funde genug sein läßt, ergänzen über 100 photographische Aufnahmen, an Ort und Stelle angefertigt. Sie sind nach zwei Gesichtspunkten aus erdrückender Fülle des Gesamtmaterials sorgfältig zusammengestellt: einerseits sollen sie dem Leser das Landschaftsbild zeigen, in dessen Rahmen sich die Wallfahrtsorte präsentieren, andererseits eine Uebersicht der wichtigsten und typischen Opfergaben gewähren. Sie vermitteln ihm jene ganz eigenartige, lebensfrische Kunsttätigkeit, die ungebrochen durch den Zeitenwandel im Volke tief verwurzelt ist und in den eigenwilligen, teils unbeholfen-naiven, teils äußerst realistischen und wiederum bemerkenswert stilisierten Formen ihren Ausdruck findet.

Geistliche und Lehrer finden in diesem Buche die Beschreibungen der größeren und kleineren Gnadenstätten innerhalb ihrer Bezirke, oft vielleicht so kleiner, daß sie sie selber gar nicht kennen; in manchem kann das Buch dem Seelsorger ein praktischer Wegweiser zur volkswissenschaftlichen und künstlerischen Einschätzung des Inventars der seiner Obhut anvertrauten Kapellen sein. Die außerhalb der Grenzen des behandelten Gebietes wohnenden Leser wird es zur Beobachtung der verborgenen Köstlichkeiten ihrer eigenen näheren Heimat anregen. Für den Wissenschaftler bedeutet die Arbeit eine Kartographie des altbayrischen Opferbrauchtums; denn sie enthält mehrere Karten zur Verbreitung der eisernen, tönernen Opfergaben und anderer seltener Motive sowie des Quellenkultes. Ein Ortsregister erleichtert die Benützung des Buches als Nachschlagewerk; enthält es doch über 400 Ortsbeschreibungen, allein aus dem verhältnismäßig engen Gebiet von Altbayern zusammengestellt.

Das Buch ist erschienen im Dr. Benno Filser Verlag, Augsburg.

O. Schwindraheim. Deutsche Bauernkunst. 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage. 233 S. mit 12 Farbentafeln und 202 Textbildern. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1931.

Was das nach 25 Jahren in zweiter Auflage erschienene Buch der Volkskunde, dem Studierenden wie dem Volksfreund und auch dem mit heimatlichem Empfinden schaffenden Künstler zu geben hat, sagt der Verfasser mit den treffendsten Worten im Vorwort selbst: Frischlebendige Auffassung und Freude an der Volkskunst! Der Verlag hat an reicher und gediegener Bildausstattung in Erweiterung der ersten Auflage nicht gespart. Geblieben ist dabei die beispielgebende Fülle von Zeichnungen aus Skizzen-

und Tagebüchern des Verfassers. Ueber alle Einzelheiten hinweg kann man dazu nur sagen: so muß man es machen, um wirklich volkskundig zu werden. Auch gedanklich wird der im Buche ordentlich gesichtete Stoff solchermaßen zu einer Fundgrube für den um die Probleme der Volkskunst Bemühten. Methodisch möchten wir die umfassende Heranziehung von sehr unterschiedlichen Quellen als begrüßenswert hervorheben. Stiche alter Kleinmeister boten eine Fülle von Beispielen für bauliche Probleme wie für Kleingerät und allerwärts erwächst aus der zeichnenden Nachbildung Verständnis für das beschaulich hier ausgebreitete Schaffen des Volkes selbst. Hätte der Deutsche Werkbund Ehren und Auszeichnungen zu vergeben, hier wäre ein Lebenswerk des Ehrens sicher wert!

A. Haberlandt.

Volkskunst in Dänemark. Von J ö r g e n O l r i k, Kopenhagen. (Sonderdruck aus: Deutschland und der Norden (Umrisse, Vorträge, Reden). Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Petersen (Kiel), Ferdinand Hirt in Breslau.

Im Umkreis der europäischen Volkskunst bildet die uns schon aus vortrefflichen dänischen Museumspublikationen bekannte dänische Volkskunst ein Uebergangsglied von der Bauernkunst des mitteleuropäischen Festlandes zu der nordisch geprägten Volkskultur auf der Skandinavischen Halbinsel. Aehnlich der südschwedischen Volkskunst von Schonen ist der ländliche Kunstfleiß Dänemarks der von schlichten Bewohnern der Ebene, wobei in die Einheitlichkeit der Landkultur die Seemann- und Schifferkultur manchen frischen, mehr weltläufigen Zug gebracht hat. Kunstgeschichtlich betrachtet scheint die dänische Volkskunst am stärksten in der bürgerlichen Kultur- und Formenwelt der Renaissancezeit zu wurzeln, wenn auch auf verschiedenen Gebieten ältere Formelemente erhalten geblieben sind, wie namentlich in der altüberkommenen ländlichen Bauweise und der volkstümlichen Hauseinrichtung. Die vorliegende, mit zahlreichen schönen Abbildungen bereicherte Abhandlung beschäftigt sich mit der Einrichtung der getäfelten obersten Stube oder „Großstube“ (Storstiel) in den wohlhabenderen Bauernhäusern auf Seeland und in Nordschleswig, wobei das Tischendstück, das ehrwürdigste und im Hause am meisten hervortretende Täfelungsstück hinter dem Platze des Hausherrn besondere Beachtung erfährt. Ebenso werden das eigentliche Hausgerät, die Klappbank, die Truhe, die Stühle, die Truhen- oder Schranktische, die Schranktypen in sehr sachkundiger Art behandelt, wobei die beigegebenen Abbildungen die Darstellung willkommen unterstützen. Größeres volkskundliches Interesse haben die weiterhin beschriebenen Kleingeräte, wie Mangelbrett, Klopffleuel, Flachsschwinger, Garnwischer, Bandwebe, Nähkasten und ähnliches, von den jüngeren Männern des Hausstandes als Minnegaben angefertigt. Von Metallarbeiten, die meist von der bürgerlichen Kultur abgeleitet sind, werden die Volksschmuckstücke aus Amager ausführlicher behandelt. Engeren Anschluß an den überlieferten Geschmack des Landvolkes hat die volkstümliche Töpferei, unter welcher die schwarzen, wohl auf römische Industrieprodukte zurückzuleitende „Jutentöpfe“ besonderes Interesse verdienen. Endlich erfahren noch die volkstümlichen Textilien und Stickereien eine sehr willkommene ausführliche Darstellung. Eine Uebersicht über die vorhandene Literatur beschließt die sehr dankenswerte Arbeit.

Prof. M. Haberlandt.

Islands Volkskunst. Von Jörgen Olrik, Kopenhagen. Sonderdruck aus: „Deutschland und der Norden“. (Umrisse, Vorträge, Reden, herausgegeben von Prof. Dr. Carl Petersen, Kiel). Ferdinand Hirt in Breslau.

Innerhalb der gesamten nordischen Volkskunst-Entwicklung ist die isländische Volkskunst zweifellos ein Eigensproß von besonderer Prägung und hoher Altertümlichkeit. Mittelalterliche Ueberlieferung, ziemlich unberührt von den wechselnden Stilarten späterer Zeiten oder von gemeineuropäischen Kerbschnittstil, der eine so große Rolle in der Volkskunst der anderen Länder spielt, herrscht vor, besonders in der Holzschnitzkunst Islands. Wie in der norwegischen und dänischen Volkskunst spielen die als Minnegaben hergestellten Kleingeräte als Mangelbretter, Schreine, Schachteln usw. auch hier eine große Rolle. Ihre Ornamentik zeigt vielfach romanischen Charakter, weist aber auch Elemente viel höherer Zeitstellung auf, so nicht seltene Anklänge an die frühgermanische Tierornamentik. Ein sehr eigentümlicher Schmuck mancher dieser Gegenstände besteht in der Anbringung von Inschriften, bisweilen in einer runenartigen Keilschrift, oder in einer andersartigen Schrift, deren eigentümliche Buchstaben diesen Holzgeräten ihr charakteristisches mittelalterliches Gepräge bis in das 18. und 19. Jahrhundert erhalten haben. Auch die sprachliche, zumeist dichterische Form dieser Inschriften ist durch die alten poetischen Ueberlieferungen der Insel bestimmt und trägt vielfach dem Charakter des Gegenstandes als Minnegabe Rechnung.

Aehnlich wie die isländische Holzschnidekunst zeigt die Goldschmiedekunst, in den volkstümlichen Schmuckstücken ein ähnliches zähes Verharren auf den altüberkommenen mittelalterlichen Formen. Besonders beliebt die gegossene Filigranarbeit (Kornverk) und später die eigentliche Filigranarbeit (Viraverk). Erwähnenswert noch der Metallguß und die getriebene Metallarbeit am Pferdegeschirr und in der Ausschmückung der Frauensättel, sowie einige Arten textiler Erzeugnisse, wie besonders die bunten flauschgewebten Reitdecken. Der ganz eigenartig altertümliche Charakter der isländischen Volkskunst hängt mit der dortigen jahrhundertlang die alten Geschlechtes-traditionen hoch in Ehren haltenden Volkskultur von aristokratischem Gepräge zusammen, die sich in diesem abseitsliegenden Gemeinwesen bemerkenswert zäh erhalten hat.

Prof. M. H a b e r l a n d t.

Der Weltkreis. Zeitschrift zur Völkerkunde, Kulturgeschichte und Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Hans Findeisen. 2. Jahrgang. Berlin 1931.

Der erste Jahrgang dieser neuen Zeitschrift, die von der durch Dr. Hans Findeisen begründeten Vereinigung völkerkundlicher Interessenten herausgegeben wird, wurde in dieser Zeitschrift XXXV, Seite 75 mit großer Anerkennung begrüßt. Nunmehr liegt bereits der zweite Jahrgang in stattlicher Gewandung und wie der erste mit vielfältigem, anregendem Inhalt vor. Es seien daraus als für die Volkskunde von näherem Interesse die folgenden Beiträge hervorgehoben: Prof. Dr. B. A d l e r : „Neue Wege ethnographischer Sammelarbeit in Rußland“, worin auf die in Gang befindliche intensive Aufsammlungsarbeit volkskundlicher Objekte und Materialien jeder Art auf allen Gebieten der Sowjetrepublik aufmerksam gemacht wird (Heft 1/2). Weiters die Arbeit von W. A. U n k r i g : Kultus und Kultgebräuche des heutigen

Judentums, die einen sehr lesenswerten Bericht über einen inhaltreichen Vortrag des gleichen Themas darstellt. Endlich in Heft 5/6 die recht beachtenswerte Abhandlung von Dr. Berndt Götz: „Der magische Mensch im Urteil des Märchens“. Eine Fülle anregender kleinerer Mitteilungen und Besprechungen von Neuerscheinungen findet sich jedem Hefte beigegeben. Wir wünschen der Zeitschrift recht gedeihlichen Fortgang.

Prof. M. Haberlandt.

Müller Alfred: Die sächsischen Weihnachtsspiele nach ihrer Entwicklung und Eigenart. 7. Heft der von A. Spamer und A. Zirkler herausgegebenen Sammlung „Sächsisches Volkstum“. Mk. 3.—

Nach einer Darstellung der Entwicklung des Weihnachtsspiels und -spieles folgt eine sehr eingehende Uebersicht über die sächsischen Hirten-, Engel- und Königspiele in ihren mannigfachen Erscheinungsformen vom einfachen Umzugsspiel bis zum großangelegten Schauspiel des 18. Jahrhdts. Sehr bemerkenswert sind u. a. Ausführungen über die Umdeutung lateinischer Texte, wie des

„Puer natus est in Bethlehem, unde gaudet Jerusalem“

zu „Bernardus in Bethlehem, aute gute Jerusalem“ (S. 23).

sowie über das Eindringen gelehrt-literarischer Bestandteile und Fremdwörter, welche ganz seltsam anmuten, wie:

„Verzeih', o großer Fürst, daß wir dich irritieren

Und dieses fremde Wort in unserm Munde führen.“ (S. 29).

Auch das Verhältnis des Protestantismus zu den Spielen, sein Einfluß auf die Gestaltung von Figuren, wie des Herodes, hat seine Darstellung gefunden.

Einbandzeichnung wie die beiden schattenrißartigen Holzschnitte stammen von dem sächsischen Heimatkünstler Alfred Hofmann-Stollberg. Wäre es nicht zu bedenken, ob als Bildbeigaben zu ähnlichen Werken nicht Aufnahmen von Spielen, Spielkleidern und -geräten oder Faksimiledrucke von Handschriften den Text wesentlich mehr unterstützen würden, als Werke heutiger Künstler?

L. Schmidt.

Herbert Achterberg: Interpretatio Christiania. In „Form und Geist“. Band 19. Leipzig, Hermann Eichblatt, 1930.

Gegenstand vorliegender Untersuchung ist die Erörterung der Frage, für welche germanischen Glaubensgestalten in der Frühzeit der Bekehrung die Begriffe „Diabolus“, „Unholde“ und „Daemones“ angewendet wurden. Die Arbeit hat wesentlich Neues allerdings nicht zu Tage gefördert, da die Tatsache als solche schon lang bekannt war. Immerhin jedoch bleibt es das Verdienst des Verfassers, durch in weitestem Ausmaße erfolgte Heranziehung von Quellenmaterial eine breite und solide Basis für Untersuchungen auf diesem Gebiete geschaffen zu haben. Das weitschweifige und umständliche Verfahren, mit dem ein verhältnismäßig einfaches Problem behandelt wird, steht — diese Feststellung muß gemacht werden — in keinem Verhältnis zu den zu Tage geförderten Ergebnissen. Die eingeschlagene Methodik wird sich jedoch einmal bewähren, wenn man sie, wie nach diesem Anfange zu hoffen sein wird, auf schwierigere und bedeutsamere Probleme der deutschen Christianisierungsgeschichte anwendet.

Dr. Rudolf Kriss.

G. Lüdtkke und **L. Mackensen**. Deutscher Kulturatlas. I. Band. Ueber 240 Tafeln, davon etwa 100 Karten. (Berlin, Walter de Gruyter, 1931.)

Der Deutsche Kulturatlas hat sich mit seinem ersten Band zu einem ansehnlichen Sammelwerk der gelehrten Deutschkunde ausgewachsen, das mit seinem Inhalt über den eines Behelfes für den Volksforscher natürlich weit hinausreicht. Ist doch die Vorgeschichte, der zahlreiche schöne Bildtafeln gewidmet sind, bis in die Kunst und Kultur der alten Steinzeit zurück ausgebaut und im Geistigen den Systemen der deutschen Philosophie oder den Verfassungssystemen des neueren Deutschland ebenso eine große Anzahl Plätter gewidmet, wie etwa den Lebenswegen deutscher Dichter, der hohen Baukunst usw. Hilfsquellen für den Volksforscher sind die Karten zur germanischen Sprach- und Stammesgeschichte (von O. Basler, Sexauer und Sprockhoff), Germanische Gerichtsverfahren, Slawen auf germanischen Boden; die Sprachinselgruppe ist vorläufig zurückgezogen worden. Mancherlei Belehrung bieten auch die Karten und Blätter zur Geschichte der katholischen Orden Deutschlands, die Blätter zur Verbreitung des Weihnachtsbaums seien besonders angemerkt, auch dem frühgermanischen Bauwesen ist Beachtung geschenkt; die von Fr. Behn versuchte Wiedergabe des alten bajuvarischen Hauses nach den Leges Baiuvariorum (Siedlungstafel II, 40) ist jedoch verfehlt und wäre durch die allem Ermessen nach gesicherte und zuverlässige Darstellung M. Grubers, Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser (Karlsruhe 1926), S. 24, zu ersetzen. Ein sachlich geordneter Schriftennachweis und eine alle Sachwörter zeitlich zusammenordnende Uebersicht schaffen dem Band die erforderliche handsame Benützbarkeit bei Vorweisungen und anderem Einblick.

A. Haberlandt.

Wilhelm Peßler: Deutsche Volkstumsgographie. 108 S., 21 Karten. Braunschweig. Georg Westermann 1931.

Die vorliegende Schrift wird wohl jeder Volksforscher willkommen heißen, der seiner Wissenschaft von Grund auf genaue Feststellungen zu unterlegen bemüht ist. Denn wie der Verfasser sagt, die Landkarte zwingt uns Farbe zu bekennen und zeigt die Lücken unserer Erkenntnis schonungslos auf. Sie nötigt auch das Verhältnis der Formen zueinander zu klären, ehe wir sie richtig darstellen können. Schon die eingehende Behandlung der Grenzen des deutschen Volkstums und ihrer bisherigen kartographischen Wiedergabe in West, Süd und Ost bedeutet eine erhebliche Eigenleistung der vorliegenden Schrift. Für volkstumgeographische Erkundigungen, auch auf körperlichem und geistigem Gebiet, wie auch solche im Bereich der Sachgüter wird man sie nicht aus der Hand lassen, wenn man in der Karte einmal das richtige Vorweisungsmittel für landschaftliche Uebersichten erkannt hat, die soweit vorhanden in einem dem Text angegliederten Verzeichnis mit autoritärer Sachkenntnis aufgezählt sind.

A. Haberlandt.

Ferdinand Bork: Die Geschichte des Weltbildes. Ex oriente lux, neu herausgegeben von H. Zimmern. III. Bd., H. 2/5, 150 S., 18 Abb. (Leipzig, Ed. Pfeiffer, 1930).

Anschauungen der Edda, Weltbilder aus Birma und Ceylon, Reste baylonischer und iranischer Ueberlieferung, das chinesische Weltbild und schließlich das der Zuni-Indianer sucht der Verfasser unter Heranziehung

unterschiedlicher Märchen- und Mythenstoffe auf Grund astrologisch-topologischer Erwägungen zu einer Weltbildüberlieferung zu verschmelzen. Für ihren nutmaßlichen Werdegang gibt die Einleitung einen klaren und grundsätzlich wertvollen völkerkundlich elementaren Erklärungsversuch. Für das Problem der Bedeutsamkeit bruchstückhafter weltanschaulicher Ueberlieferungen in Märchenstoffen wird der Volksforscher aus dem Inhalt, der sich im Vorbeigehen auch mit dem Weingartner Reisesegen, dem Werdegang des Schachspieles und anderem beschäftigt, gewiß Gewinn ziehen können. Der weltanschaulichen Redaktion der Edda steht der Referent indes ebenso wie einem Gutteil anderer mondmythologisch konstruierter Zusammenhänge ablehnend gegenüber. Literargeschichtliche Ableitung, kritische Beachtung geschichtlicher Abhängigkeiten und Abfolgen von Märchen, die bei unterschiedlichen Völkersplütern aufgezeichnet wurden, wird man vergebens in diesem kühn kombinierenden Buch suchen, dem eddische Bearbeiter sehr mechanisch und „anscheinend verständnislos“ (sic!) dünken, wenn's mit der Astrologie nicht stimmen will. „Die chinesische Geschichte beginnt mit 225 v. Ch.“ (S. 91.) Da werden wir denn auch noch eine Weile warten müssen, bis der Inhalt des Buches dem Titel recht zu geben vermag.

A. Haberlandt

Dr. Hans Commenda: Alte Weihnachtsspiele. 55 Seiten, Verleger Fidelis Steurer, Linz a. d. D., 1930. S. 250.

Sechs kleine, meist oberösterreichische Spiele, zum Teil aus gedruckten Quellen, sind hier für Aufführungszwecke ausgewählt und etwas bearbeitet. Durch die Bearbeitung wird eine gewisse Abrundung der ja sonst zu wenig geschlossen anmutenden Texte erzielt, welche, unterstützt durch Beigabe der Singweisen und bei Beachtung der kurzen Einführung gewiß zur Spielbarkeit beitragen wird.

L. Schmidt.

Beda Kleinschmidt: Auslandsdeutschum und Kirche. Ein Hand- und Nachschlagebuch auf geschichtlich-statistischer Grundlage. Reihe „Deutschum und Ausland“, herausgegeben von Georg Schreiber, Heft 19—20 (Bd. 1, XVI u. 343 S., mit 17 Kärtchen, Preis Mk. 12.25 geh., Mk. 13.90 geb.) und Heft 21—22 (Bd. 2, VIII u. 450 S., mit 3 Karten und 2 Tafeln. Preis Mk. 14.70 geh., Mk. 16.50 geb.). Münster, Verlag Aschendorff, 1930.

Zunächst muß festgestellt werden: der Titel des Buches ist irreführend, er müßte heißen: Auslandsdeutschum und katholische Kirche. „Ein Hand- und Nachschlagebuch des katholischen Auslandsdeutschums“ (Bd. 1, S. XV) wollte der Verfasser schaffen. Das protestantische Deutschum ist zwar hie und da erwähnt, vor allem um Parallelscheinungen darzustellen, in den geschichtlichen Abschnitten ist die Trennung ohnehin meist nicht scharf durchzuführen, die Darstellung der Gegenwartslage und der Organisationsformen aber beschränkt sich auf das katholische Auslandsdeutschum. Das entspricht der Entstehungsgeschichte des Buches, das eine Erweiterung des vom Verfasser in der gleichen Reihe 1926 herausgegebenen Werkes: „Das Auslandsdeutschum in Uebersee und die katholische Missionsbewegung“ darstellt. Diesem Vorläufer entspricht etwa der zweite Band: „Die Auslandsdeutschen in Uebersee“ von „Auslandsdeutschum und Kirche“, während der erste, der grundsätzliche Fragen und die katholischen Auslandsdeutschen in Europa behandelt, neu hinzugekommen ist.

Dieser erste Teil bietet nur in den Angaben über die Verhältnisse der katholischen Kirche teilweise Neues. Die historischen Einleitungen der einzelnen, nach Staaten geordneten Abschnitte, sind nach der älteren Literatur gearbeitet, wobei diese nicht immer in zureichendem Maße herangezogen ist. Im einzelnen finden sich hier zahlreiche Fehler. Als Beispiel sei der Abschnitt Polen, das engere Arbeitsgebiet des Besprechers, herangezogen.

Seite 171, Zeile 8: der in Gnesen begrabene Bischof Adalbert war seiner Abstammung nach nicht Deutscher, sondern Tscheche.

Seite 171, Zeile 18: es ist keineswegs natürlich, daß in den mittelalterlichen Orten mit deutschem Recht überall auch die deutsche Sprache herrschte. Vielfach wurde auch an polnische Orte deutsches Recht verliehen.

Seite 172, Zeile 4 von unten: es ist unrichtig, daß das Deutschtum in Polen im 17. Jahrhundert im ganzen genommen Rückschritte machte. In dieser Zeit ist vielmehr die Einwanderung der evangelischen Niederdeutschen nach Pommerellen und Posen schon in vollem Gange.

Seite 176: Es ist nicht richtig, daß die meisten der deutschen Kolonien in Galizien katholisch sind. Protestanten und Katholiken halten einander in der Menschenzahl, wie in der Zahl der Ortschaften etwa die Wagschale, es sind je rund 30.000.

Seite 170, Zeile 19: „Posen“ statt „Pommern“ ist wohl nur Flüchtigkeitsfehler.

Als bedeutend wertvoller ist der zweite Band anzusprechen, der das ursprüngliche Arbeitsgebiet des Verfassers zum Gegenstand hat. Er behandelt zunächst das katholische Deutschtum in Nord- und Südamerika, dann die Heidenmission in diesen Ländern (unter diesem Kapitel ist merkwürdigerweise auch der Abschnitt über das Deutschtum in Australien gerutscht, Seite 283 bis 286, der im Inhaltsverzeichnis gar nicht angeführt ist), schließlich die Schul- und Karitastätigkeit der deutschen kirchlichen Laiengenossenschaften.

Walter Kuhn.

Ernst Nowotny: Die Transmigration der ober- und innerösterreichischen Protestanten nach Siebenbürgen im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der „Landler“. Schriften des Institutes für Grenz- und Auslanddeutschtum an der Universität Marburg, Heft 8. Jena, Fischer 1931, V + 114 S., Preis Mk. 6.—.

„Transmigration“ ist der im 18. Jahrhundert übliche Fachausdruck für die zwangsweise Verpflanzung protestantischer österreichischer Untertanen aus den westlichen Gebieten nach Siebenbürgen, wo Religionsfreiheit herrschte. Es handelt sich also um einen Vorgang, der einerseits am Ende der Gegenreformation steht, andererseits der von merkantilistischen Gesichtspunkten bestimmten Kolonisation im Zeitalter des Absolutismus angehört. Die Transmigration erfolgte unter Karl VI. von 1734 bis 1737 und unter Maria Theresia von 1752 bis 1757 und 1774. Die Protestanten wurden vorwiegend in der Umgebung von Hermannstadt angesiedelt, wo sie in einzelnen Dörfern bis heute in Mundart und Stammesbewußtsein von den Sachsen geschieden geblieben sind und als „Landler“ ein eigenes Bevölkerungselement bilden. Der Name führt daher, daß die ersten Transmigranten aus Oberösterreich, dem „Landl“, kamen, er bietet einen interessanten Beleg für die Entstehung volkstümlicher Stammesbenennungen.

Nowotny behandelt den Stoff rein geschichtlich, auf der Grundlage der bisherigen zerstreuten Literatur und vor allem ausgiebiger Archivstudien.

Walter Kuhn.

Gustav Hagemann: Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nord-Ravensberg. VIII und 284 Seiten mit Karten und Tabellen.

Helene Barthel: Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf. Ein Beitrag zur bäuerlichen Ethik. 147 Seiten.

(Veröffentlichungen der volkskundlichen Kommission des Provinzialinstitutes für westfälische Landes- und Volkskunde. Herausgegeben von Julius Schwietering. Erste Reihe, H. 2 u. 3 (Münster i. W., Aschendorff, 1931).

Die umfassenden Titel entheben langer Einführung. Es liegt wohl im Wesen der ursprünglich eher skeptischen Einstellung des Herausgebers zur Volkskunde, daß seine Schule nun unter dem Gesichtspunkt rein ethischer Gemeinschaftsbindung den Stoff wissenschaftlich zu gestalten sucht. Aber nicht bloß Ethiker und Seelenhirten werden das weite Feld des Volkslebens zu bestellen berufen sein, wie schon der Umstand lehrt, daß Hausbau, Trachtenwesen, alle Land- und Handarbeit, die etwa im bäuerlichen Tagewerk Niedersachsens von Bomann so lebensvoll erfaßt wurden, hier nur mit ein paar Schlagworten angedeutet aufscheinen, obwohl sie zumeist das Problem der Gemeinschaftskultur nach der zeitlichen Tiefe hin ermessen lassen. Wo es um Gegenwartsbindungen ethischer Art geht, spricht Hagemann aus reicher Seelenkenntnis, wobei die Arbeitsethik auch auf dem Gebiete der Heimarbeit (Zigarrenindustrie) in sehr bemerkenswerter Art erfaßt wird. Es bietet dies eine unumgängliche Ergänzung zum Verständnis des Arbeitervolks, das Ansätze zur „proletarischen“ Volkskunde bisher nur unter dem Gesichtspunkt des Hindurchgehens durch eine restlose Zersetzung vermitteln. Für die geschichtliche Vertiefung der hier eingeschlagenen Arbeitsrichtung bedeutsam ist der Versuch, die Arbeits- und Lebensethik des Gebietes als eine aus dem religiösen Pietismus hervorgegangene Geisteshaltung zu verstehen, die mit reicher Sachkenntnis herausgearbeitet wird. Und darauf kommt es, wie der Verfasser mit treffender Kritik des Schlagwortes „Volksseele“ dartut, hier grundsätzlich und überhaupt an.

Das Lebensbild der Emmentaler Bauern, wie es sich aus J. Gotthelfs Schriften objektiv erkennen läßt, zeichnet H. Barthel selten klar und genau. Wertvoll ist auch hier die Andeutung eines Geschichtsbildes dieses bäuerlichen Gehabens, in dem ritterliche Zucht und Sitte ebenso nachleben, wie es als Ganzes grundsätzlich durch kalvinistischen Geist bestimmt erscheint. Von grüblerischen und schalkhaften dichterischen Versuchen Gotthelfs, die Menschlichkeit dieser Bauern blutvoller zu gestalten, ist bei solcher Geisteshelle vielleicht etwas zu wenig Notiz genommen. Beigabe einiger bezeichnender Leseproben wäre zur Einfühlung des Lesers in solche dichterische Schau ein Gewinn gewesen.

A. Haberlandt.

Romuald Bauerreiss: O. S. B. Pie Jesu. Das Schmerzensmann-Bild und sein Einfluß auf die mittelalterliche Frömmigkeit. München, Carl v. Lama's Nfg., 1931.

Das Buch ist vor allem in Hinblick auf die religiöse Volkskundeforschung in Süddeutschland von größter Wichtigkeit, ist doch ein besonders

breiter Raum der Untersuchung der sogenannten Hostienlegenden gewidmet. Wir verstehen darunter jene Legenden, die von hl. Hostien erzählen, welche unter wunderbaren Umständen aufgefunden wurden und sich durch Blutvergießen als miraculos erwiesen. Bauerreiss gibt — und hierin liegt meiner Meinung nach das größte Verdienst seiner Arbeit — eine umfassende Materialsammlung mit einer für Bayern vollständigen Kartographie der Hostienlegenden. Er beschreibt nicht nur die lokalen Varianten der Legenden, sondern auch die baulichen Spuren, die sie in den betreffenden Wallfahrtskirchen, in Form von sogenannten Hostienfundgruben hinterlassen haben. Die Materialsammlung wird mit einer übersichtlichen Zusammenfassung der Hauptergebnisse, sogar eine zeitliche Häufigkeitskurve wurde angelegt, abgeschlossen.

Nicht so bedingungslos glücklich ist der Verfasser in der Auswertung des gewonnenen Materials. Zwar ist er zweifellos im Recht, wenn er das Hauptgewicht für Entstehung von Legende und Kult dem Einfluß der Imago Pietatis beimißt. Andererseits versperrt er sich selbst den Weg, wenn er bei Anführung weiterer Motive eine übertriebene Systematik anwendet. Dadurch, daß er jedes Motiv einzeln betrachtet, kommt er notwendigerweise dazu, ihre Beweiskraft als zu schwach abzulehnen. Es handelt sich hier eben um einen Stoff, der in's Volk gedrunken ist. Bei stärkerer Rücksichtnahme auf die häufig nur assoziativ vorgehende volkstümliche Denkweise, zu deren Darstellung allerdings eine weitgehendere Heranziehung der volkskundlichen Literatur nötig gewesen wäre, wäre der Verfasser sicher in der Lage gewesen, sämtliche Motive in Zusammenhang und in ihrer gegenseitigen Ueberschneidung und Wechselwirkung zu betrachten und wäre auf diese Art einer Deutung näher gekommen. Ferner hätte man bei Betrachtung des legendenauslösenden Anlasses eine stärkere Betonung der historischen örtlichen Grundlagen gewünscht. Denn nur eine eingehende Lokalforschung wird imstande sein, durch Trennung der legendären von den geschichtlichen Bestandteilen, eine Lösung dieses verwickelten Problemes herbeizuführen.

Diese kritischen Bemerkungen können jedoch — dies soll ausdrücklich betont werden — keineswegs den großen Wert des Buches herabsetzen, das zu denjenigen Arbeiten der Gegenwart gehört, die statt bloße literarische Kompilationen zu sein, durch ausgiebige und mühevoll Materialsammlung, wirklich neuen Stoff in umfangreichem Ausmaße der Forschung erschließen.

Dr. Rudolf Kriss.

I. Manninen: Die Sachkultur Estlands. I. Band. (Sonderabhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft I). Tartu-Dorpat 1931. 276 S. mit 291 Abb., 1 Karte.

In ausgezeichnete Art stellt Verfasser die Methoden der volkstümlichen Jagd und des Fischfanges in Estland dar. Es ist vor allem die Gründlichkeit der Schilderung aktiver Jagdvorkehrungen, die unser Wissen und unser Verständnis für die primitiven Arten des Jagens, die in Europa ebenso wie anderwärts elementar genannt werden müssen, erheblich erweitern. Hierher gehört: Ueberraschen des Tieres im Lager, Anschleichen, Täuschungen des Tieres beim Annähern, Lauern im Hinterhalt, Anlocken durch Nachahmen von Rufen oder Nachbildungen, schließlich durch Lockköder, Ausnützen der

Hilflosigkeit mancher Tiere, so etwa beim Mäusern, Austreiben und Ausräuchern, Verfolgung und Treibjagd. Hervorzuheben wäre auch das Betäuben von Bären oder von Vögeln mit Branntwein, das in der Tat einen Gedanken R. Eislers zu bestätigen scheint, demzufolge ein ähnliches Verfahren schon in der Antike bekannt gewesen wäre. Erfreut solchergestalt allenthalben gediegene Beschreibung des Landesüblichen, so sind gleichwohl vom Standpunkt der vergleichenden Volkskunde einige methodische Wünsche nicht zu unterdrücken. Sie betreffen die möglichst ausgeglichene Erfassung der europäischen Entsprechungen. Hiefür hätte A. Haberlandt „Die volkstümliche Kultur Europas“ besser ausgewertet werden können als etwa J. Lips Fallensysteme, aus dem nur *disiecta membra* angeführt werden konnten, wenn nicht, was grundsätzlich zu fordern bleibt, mindestens der ganze entsprechende Vergleichsstoff aus Südosteuropa an Hand der Originalquellen (vor allem V. Čurčić) zur Darstellung gelangte. Außer solcher im Rahmen der kulturgeographischen Methode absolut notwendigen Ergänzung wäre auch die Herausarbeitung der Lebenskreise von Fischern und Jägern in beruflicher und weltanschaulicher Hinsicht erwünscht gewesen, um die Erlebnisgrundlagen für die Ausübung dieser Tätigkeiten klarzustellen, worauf es der Volkskunde zu allererst ankommen muß, um von da aus zu kulturwissenschaftlichen Ausdeutung überlieferten Kulturgutes fortzuschreiten. Hiefür bingt Verfasser einige bemerkenswerte Tatsachen über die genossenschaftliche Verteilung der Fischbeute bei, über die Genossenschaften selbst, Besitz und Anfertigung der Geräte usw., sind wohl in den folgenden Bänden die entsprechenden Angaben zu erhoffen. Zu lebendiger Volkskunde wird das dann erst eine entsprechende Zusammenfassung gestalten können.

A. Haberlandt.

Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslandsdeutschtum und zur Auslandskultur. Herausgegeben von Georg Schreiber. 28./29. Heft. Das geistige Leben der Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Universitätsdozent Dr. V. Zalozičkyj. Münster in Westfalen. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1930.

Zum ersten Male erscheint hier in deutscher Sprache eine Einführung in die Geistesgeschichte der Ukraine, die eine der wichtigsten kulturellen Komponenten Osteuropas bildet. Auf geschichtlicher Grundlage werden für Mittelalter (10.—16. Jahrhundert), die frühere Neuzeit (16.—18. Jahrhundert) und das 19. Jahrhundert und die eigentliche Gegenwart die geistig-religiösen Strömungen, das literarische und künstlerische Schaffen und die wissenschaftlichen Leistungen der Ukraine von zuständigen Fachmännern (Univ.-Prof. J. Mirčuk, Prof. D. Dorošenko, Dozent Dr. V. Zalozičkyj, Dr. L. Bilečky u. A.) behandelt: der Abschnitt über die ukrainische Volkskunde, auf den hier am nachdrücklichsten hingewiesen sei, ist von Dr. Z. Kuziela (Berlin) bearbeitet. Gerade die ukrainische Volkskunde gehört zu den reichhaltigsten Arbeitsgebieten des Landes und hat im Zusammenhang mit Geschichte, Philologie und Literaturgeschichte die eifrigste und vielseitigste Pflege seit vielen Dezennien gefunden. Der Grund für diese besondere Vorliebe der ukrainischen Gelehrten für die Volkskunde liegt in der besonderen volksmäßigen Schönheit und Eigenart der ukrainischen Volksdichtung, wie überhaupt des gesamten Volkslebens, das sich in einem unerschöpflichen reichen

Material, das hier bereits seit langem aufgesammelt erscheint, abspiegelt. Zur Kunde Osteuropas ist der vorliegende Band ein sehr willkommener und wertvoller Beitrag.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Cumont Franz: Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum. Vorlesungen gehalten am College de France. Nach der vierten französischen Auflage unter Zugrundelegung der Uebersetzung Gehricks bearbeitet von Dr. August Burckhardt-Brandenberg. Dritte Auflage mit 8 Doppeltafeln, Leipzig und Berlin, Teubner 1931.

Die vorliegende von Burckhardt-Brandenberg besorgte deutsche Uebersetzung beruht auf der französischen im Jahr 1928 erschienenen vierten Auflage. Das bedeutet, daß damit das Werk auf den gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkt gebracht erscheint, was vor allem den Anmerkungen zu Gute kommt. Gegenüber dem ersten Erscheinen des Werkes zeigen sie eine beträchtliche Vermehrung und stellen wohl die ausgewählte Bibliographie dar. Der Text der Vorlesungen zeigt außer kleinen Verbesserungen seine ursprüngliche Gestalt; ganz neu ist ein Anhang über die Bacchusmysterien in Rom, mit dem die Geschichte des Ueberganges der orientalischen Religionen vervollständigt und die Umbildung von Glaubensvorstellungen der Bacchusmysterien in das Urchristentum und in seine Kunst verfolgt wird. Aus diesem neuen Anhang sei besonders auf die Behandlung des bekannten Bacchanalienskandales hingewiesen.

Die vergleichende Volkskunde wird für die verlässliche Führung durch dieses schwierigste Gebiet der antiken Religionsgeschichte, wo volkstümliche religiöse Elemente und theologische bunt gemischt sind und schwer geschieden werden können, dankbar sein, im besonderen aber wird sie dem Abschnitt 7: Astrologie und Magie besondere Beachtung schenken, denn die Fragen über Entstehung, Wesen und Ausbreitung dieser okkulten Wissenschaften gehen die religiöse Volkskunde an. Die Anmerkungen dazu sind eine wahre Fundgrube. Ferner sei unter den zum ersten Mal in dieser Auflage aufgenommenen Denkmälern verwiesen auf Tafel 1, Nr. 5, mit der bildlichen Darstellung der Kultübertragung der Magna Mater; auf Tafel 3, Nr. 5, ist bei der Isisprozession an einer Gestalt die rituelle Haltung der verhüllten Hände zu sehen. Tafel 7, Nr. 3, zeigt eine apotropäische Hand aus Bronze, Nr. 4 eine Zeichnung zur Abwehr gegen den bösen Blick und Nr. 5 das Brustbild Merkurs als Talisman; es trägt am unteren Ende Kettchen mit sieben Geister abwehrenden Glöckchen. Dr. Heinrich Jungwirth.

Kraus, Werner: Das tätige Leben und die Literatur im mittelalterlichen Spanien. W. Kohlhammer, Stuttgart 1929. RM 4.80.

Eine kurze Einführung in das geistige Leben der iberischen Halbinsel vor der Entdeckung der neuen Welt. Das Einführungskapitel zeigt u. a. den Unterschied kastilianischer Beweglichkeit, katalonischer Bürgerbehaglichkeit und dem Konservatismus Leons, der sich sogar in der Sprache — etwa an dem Festhalten an veralteten Diphthongen in Leon — äußert. Diese Unterschiede werden auch für die Volksdichtung fruchtbar gemacht. Die Kapitel über Kunst und Wissenschaft, in denen die Stellung von Adel, Volk und Geistlichkeit zu den „Jugleros“ (ioculatores) sowie die Abhängigkeit der „clerescia“ (geistliche Dichtung) von der Volksdichtung bemerkens-

wert hervorgehoben werden, schließen mit einem aufschlußreichen Exkurs über die Aufnahme volkstümlichen Sprachgutes (S. 81—85). L. Schmidt.

Sigurd Erixon und **Sigurd Wallin**: Svenska Kulturbilder III—VI. Stockholm 1930. (Das Werk wird in zwölf Teilen herausgegeben werden, jeder mit etwa 165 Seiten. Jedes Jahr werden vier Teile erscheinen. Reich illustriert. Jeder Teil kostet Kr. 11,50.)

Zu den schon früher in dieser Zeitschrift besprochenen beiden ersten Teilen sind jetzt auch die Teile III—VI gekommen. Die fleißigsten Mitarbeiter an den jetzt erschienenen Teilen sind auch diesmal die Schriftleitung Sigurd Erixon und Sigurd Wallin. Den Lesern dieser Zeitschrift mögen einige kurze Angaben über den reichen Inhalt der völkerkundlichen Aufsätze der Arbeit dienen.

Vom volkskundlichen Standpunkt aus sind auch diesmal die Aufsätze Erixons wohl die wertvollsten. Zunächst erwähne ich seinen Aufsatz über das althergebrachte Hüttenwesen einiger Landschaften Mittelschwedens. Vielleicht noch aufschlußreicher ist Erixons Untersuchung über das Vorkommen eines Ehrensitzes des Hausvaters in Schweden nach dem Muster der altisländischen Sagas. Dieser Ehrensitz befand sich an dem großen Tisch der Stube, an dem ursprünglich nur die Männer saßen. Ueberhaupt war nach der Ansicht des Verfassers der hintere Teil der schwedischen Stube ursprünglich den Männern vorbehalten. Dieses hintere Drittel der Stube war wie früher in Dalekarlien durch eine altertümlich geschnitzte Stange von der übrigen Stube abgesondert. Dort befanden sich der Ehrenplatz des Hausvaters wie auch der Großtisch, an dem erst spät die Frauen Platz bekommen haben.

In „Bolle och kása“ beschreibt Erixon eine Gruppe aus Holz gedrechselter, reichbemalter skandinavischer Trinkbowlen, die bei den Trinkgelagen der Männer benutzt wurden. Der Form nach ist diese Bowle ein alter, nordwesteuropäischer Typus, die Sitte, dieselben zu bemalen, scheint mit keramischen Vorbildern zusammenzuhängen. Von Deutschland und Holland sind diese bemalten Holzbowlen etwa um 1500 nach Schweden gekommen.

O. Bannbers gibt eine an Einzelheiten reiche Schilderung der primitiven Heu-, Laub- und Moosernte des nördlichen Dalekarliens, was alles den Kühen als Futter diente. Weil der Ackerbau hier wegen der mageren Erde nur in beschränktem Umfang getrieben werden konnte, war ein dauernder Brotmangel für diese Gegend typisch. Während das Brot ein Luxus war, hatte man dagegen Ueberfluß an Butter und Käse.

G. Berg teilt einiges über die Entwicklung der Wege mit und schildert auch, wie die jungen Studenten an der Universität zu Upsala, im 17. Jahrhundert, in den Kreis der älteren unter scheinbaren Martern aufgenommen wurden. Der Verfasser zeigt, daß diese Zeremonien dem deutschen Studentenleben entliehen sind.

J. Frödin gibt vor allem von geographischen Gesichtspunkten aus die Entwicklungsgeschichte der schwedischen Sennenwirtschaft.

Ph. Humbla behandelt das Vorkommen von Votivschiffen in schwedischen Kirchen.

Sven T. Kjellberg schildert lebhaft ein Fischerdorf in Bohuslän und E. Klein gibt eine gute übersichtliche Darstellung der seit uralten Zeiten an den Küsten Schwedens getriebenen Robbenjagd.

T. Lenk teilt eine Anzahl interessanter Details über schwedische Jagdspeere mit.

B. Cnattingius und M. Hofrén behandeln zwei Meister der schwedischen Bauernkunst.

Eine sehr wertvolle Darstellung der Zeitrechnung des Volkes gibt M Ph. Nilsson. Der schwedische Runenstab ist nach ihm dem mittelalterlichen Calendarium der Kirche entsprungen. Er behandelt auch in größter Kürze die uralte Zeiteinteilung der Bauern nach dem Monde, den Jahreszeiten, den Beschäftigungen usw.

In einem interessanten Aufsatz über die Veränderungen der schwedischen Bauerntracht der 17. und 18. Jahrhunderte verfolgt Sigfrid Svensson u. a. das Eindringen einer französischen Modetracht. Wie schnell die Entwicklung vor sich gehen kann, erhellt daraus, daß die Pariser Mode um 1660, schon um 1697 von bäuerischen Modelöwen in Närke getragen wurde!

Mit diesem stattlich veranlagten, reichlich illustrierten Werke hat die schwedische Kulturforschung einen repräsentativen Ausdruck gefunden und man wartet mit Spannung auf die folgenden sechs Teile. Ragnar Jirjöw

Rudolf Sonner. Musik und Tanz. Vom Kulttanz zum Jazz. 140 Seiten mit zahlreichen Notenbeispielen. In Sammlung Wissenschaft und Bildung. Geb. RM. 1.80. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Von jeher haben Freude und Leid des Menschengeschlechts in Musik und Tanz ihren lebendigsten Ausdruck gefunden. Als bedeutendstes Hilfsmittel bei Zauberei und Magie dienten beide Künste ursprünglich kultischen Zwecken, und noch im heutigen Gesellschaftstanz lassen sich Reste dieser Urelemente alles Tanzens nachweisen. Die oft erörterte Frage nach dem Ursprung unseres Tanzes führt daher zurück zu den Kulthandlungen der Primitiven, wo wir den Tanz in engstem Zusammenhang mit magischen Vorstellungen bei Jagden, Kriegs- und Siegesfeiern, bei Totenfesten und Hochzeiten, bei allen Ritualfeiern und Fruchtbarkeitsfesten begegnen. Es ist erstaunlich, welche reiche Fülle von Tanzformen Verfasser bei den verschiedenen Völkern und Volksstämmen aufzeigen kann. Die gleichen Grundgedanken der einzelnen Tänze finden wir zu allen Zeiten und in allen Erdteilen nachgewiesen und sehen sie noch bis in unsere Zeit fortwirken. Ebenso sehen wir überall bei höherer Kulturentwicklung den Kulttanz ins Unkenntliche verdrängt und durch den Gesellschaftstanz abgelöst. Nur die Tanzmusik bewahrt ihren ursprünglichen Charakter und baut sich auch heute noch auf dem faszinierenden, bezaubernden Rhythmus auf. Durch die Jahrhunderte steigert sich aus höfischer oder bürgerlicher Gemessenheit der Tanz in immer beschleunigteres Tempo bis zum Einbruch des Exotismus, um auch im Jazz noch kultische Urelemente zum Ausdruck des neuen Rhythmus umzugestalten. Diese Zusammenhänge werden hier zum ersten Mal aufgezeigt und durch interessante Notenbeispiele belegt. Jeder Musikfreund, der in das Werden und Wesen des Tanzes eindringen oder die Entwicklung der vokalen und instrumentalen Tanzmusik verfolgen will, findet in dem vorliegenden Büchlein eine überaus ergiebige Fundquelle wertvollsten Materials.